Leichtes Blut.

Roman

von

August Diezmann.

Erster Band.

Jena und Leipzig,
Hermann Costenoble.
1864.

Beschmutzte, oben oder an den Seiten aufgeschnittene Exemplare, oder solche, an denen die Heftbänder verletzt sind, werden durchaus nicht zurückgenommen.

Die Verlagshandlung.

Leichtes Blut.

Erster Band.



Leichtes Blut.

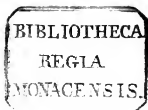
Roman

von

August Diezmann.

Erster Band.

Jena und Leipzig,
Hermann Costenoble.
1864.



Erstes Kapitel.

Ich heiße Ulrich Lenz und bin fast genau in der Mitte des lieben deutschen Vaterlandes geboren, wodurch vielleicht erklärt wird, daß der heitere, leichte Sinn des Süddeutschen mit der zähen Ausdauer und der ruhigen, langmüthigen Geduld des Norddeutschen in mir sich vereinigte. Ich kam, um es noch genauer zu bezeichnen, zur Welt in einem kleinen Dorfe, das, von Wiesen umgrünt, von einem ewig tänzelnden Bache umgaukelt, zwischen sanft ansteigenden, bewaldeten Höhen versteckt liegt, wie ein Nest in einem Busche. Einen großen, vielleicht den größten Theil meiner Knabenzeit verbrachte ich im Freien, und mein liebster Aufenthalt war der Wald. Jedes trauliche, lauschige Plätzchen darin kannte ich, jede sonnige, blumenbunte kleine Wiese, jedes Quellchen, das sich zwischen moosbewachsenen Steinen

emsig und unermüdlich an das Licht hervorarbeitete, und alle Bäume waren mir vertraute Freunde. War ich doch so lange in dem Walde auf Abenteuer und Entdeckungen umhergewandert, bis er mir nichts Fremdes mehr zu bieten vermochte. Auch alle Töne und Stimmen des Waldes kannte ich genau, alle, von dem leichten Rascheln flinker Eidechsen im dürren Laube bis zu dem lauten Klopfen und Hämmern, Hacken und Meißeln des Spechtes, der so rasch und gewandt an den Baumstämmen emporzulaufen und dabei allerlei Insekten unter der Rinde hervor zu trommeln versteht; von dem leise zwitschernden Gesange des Rothkehlchens und dem Girren der Waldtaube bis zu dem schmetternden Liebesjubel der Nachtigall und des frech-eiteln Kukuks endlosem Rufen des eigenen Namens; von dem sanftesten Säuseln des Windes bis zu dem unheimlichen Pfeifen und dem orgelartigen, majestätischen Rauschen des Sturmes in den Wipfeln der Fichten und Tannen. Andachtsschauer umfingen mich, wenn es still, feierlich still, so ganz eigenthümlich ergreifend still war, wie es eben nur im Walde sein kann, wenn kein Blättchen sich regt, keine Stimme sich hören läßt, die Luft selbst zu schlafen scheint und der Fall einer reifen Eichel oder Buchnuß schauerlich

weit hin schallt, und das lauschende Wild wie den schlummernden Vogel erschreckt. Ein ganz besonderer Genuß war es mir, am Rande einer sonnigen Lichtung im dunkeln Schatten zu liegen und gerade hinauf, in dem Himmel über mir, zu schauen voll seltsamer Gedanken, was wohl jene dunkelblaue Tiefe bergen möge, oder dem Zuge und Spiele der Wolken zuzusehen, wenn die Schatten derselben über die sonnenbeleuchtete Gegend eilig dahinflogen, oder auch mit der Beobachtung ihrer unablässig wechselnden Form und Gestaltung mich zu unterhalten wie mit dem Lesen eines Mährchenbuches, denn sie erschienen mir bald als ferne gewaltige Gebirgsmassen, bald als Burgen und Schlösser, bald als phantastische ungeheuerliche Thiergestalten, bald selbst als menschenähnliche Köpfe und Gesichter von Riesen.

Eine große Vorliebe hatte ich einer stattlichen Eiche zugewendet, die auf den höchsten Punkte der Gegend stand und über die anderen Bäume um sie her hoch hinausragte. Ich kannte keine größere Wonne, als in den äußersten Wipfel dieser Eiche hinauf zu steigen, wo drei eigenthümlich gestellte Aeste einen natürlichen, fast bequemen Sitz gewährten. Da oben saß ich dann, lauschte auf das geschwätzige leise Flüstern und

Plaudern der Blätter, und schaute hinaus in die unbekannte blaue Ferne. Am wohlsten aber war mir, wenn der Wind wehte und mich in der grünen Wiege da oben hin- und herschaukelte, während ich in ruhiger Sicherheit auf das Wogen des Waldes unter mir herabsah, der in solchen Stunden einem Felde riesiger Getreidehalme glich, welche im Winde sich beugen und wieder aufrichten, und so grüne Wellenthäler und Wellenberge bilden. O, wie viele selige Stunden voll ahnungsvoller Träume habe ich auf diesem Lieblingsbaume verbracht! Auch später, wenn ich von der Schule in die Heimath zurückkam, versäumte ich fast keinen Tag, meine liebe Eiche aufzusuchen und zu dem wohlbekannten Plätzchen in ihrem Wipfel empor zu steigen. In diesem Baumwipfel haben Schillers Gedichte zuerst mich entzückend begeistert, und in ihm, glaube ich, schrieb ich auch mit Bleistift auf ein Papierblättchen die eigenen ersten Verse, die selbstverständlich „An Sie" gerichtet waren.

Nicht minder erfreulich als die Wanderungen im Walde waren die Kinderspiele an Sommerabenden unter der mächtigen Linde vor der kleinen, altersgrauen Kirche des Dorfes, aber wenn sie mir recht und ganz zusagen sollten, mußten an

diesen Spielen auch die Mädchen Theil nehmen. Zwar habe ich mich auch von den wildesten Knabenspielen, wie Wettlaufen, Wettwerfen, Springen, Ringen und allerlei Kämpfen niemals ausgeschlossen, im Gegentheil dieselben meist veranlaßt, angeregt und angeordnet, aber wohler als dabei befand ich mich doch immer in Mädchengesellschaft. Ein unbeschreibliches Gefühl, eine Empfindung, die ich mir damals nicht zu erklären vermochte, etwas seltsam Bängliches und doch wieder unendlich Wohlthuendes zitterte mir durch die jungen Glieder, wenn ich eine Mädchenhand berührte oder in ein freundliches Mädchenauge sah. Jetzt weiß ich wohl, daß es die Liebe war, die, knospend gleichsam, in so früher Knabenzeit schon in mir sich regte und entwickelte, weil sie sich zeitig zur vollen Blüthe entfalten sollte, zu einer Blüthe mit süß berauschendem, ja, mit betäubendem Dufte.

Ich erinnere mich namentlich eines kleinen, ungewöhnlich zierlichen Mädchens mit prächtigen goldfarbigen dicken Zöpfen, veilchenblauen Augen und frisch blühenden Wangen. Sie war außerordentlich schüchtern und scheu, deshalb nur schwer und selten zu bewegen, in ein Spiel mit einzutreten. Wenn sie es aber that, und mit ihren lieben, lächelnden Augen mich ansah, dann war

es mir stets, als wolle sich der Schleier vor einem wunderbaren Geheimniß heben. Ich glaubte in ihren Blicken den Ausdruck zu lesen, daß meine Nähe und meine Freundlichkeit gegen sie ihr eben so wohl thue, wie mir die ihrige that. Die Mädchen wissen ja sehr bald mit den Augen zu reden, und sie können mit denselben lange Geschichten schon dann erzählen, wenn die Knaben in der Regel die ersten Elemente dieser Sprache noch nicht begriffen haben. Jedenfalls war es jenes kleine zierliche Bauermädchen, das mich zuerst in die Kenntniß jener schönsten und wunderbarsten Sprache, der Sprache der Augen, einführte. Leider verlor ich das liebliche Kind sehr bald aus dem Gesicht, weil die Eltern desselben sich anderswo niederließen, und ich habe die kleine Schöne nie wieder gesehen, auch nie wieder etwas von ihr gehört. Wer weiß, welche rohe, plumpe Hand diese zarte Mädchenblume zerpflückte und zerdrückte! An der Pforte des Paradieses meiner Jugend stand sie als freundlich hütender Engel, der alles Rohe und Gemeine von mir fern hielt, und so sehe ich sie heute noch vor mir.

Zu unseren festlichsten Lustbarkeiten gehörte im Winter eine eigenthümliche Schlittenfahrt, die allerdings anderes Schlittenfahren auch nicht aus-

schloß. In der Mitte des zugefrorenen nicht ganz kleinen Dorfteiches wurde nämlich ein starker Pfahl eingerammt und auf die obere abgerundete Spitze desselben ein etwa zehn Ellen langer Baumstamm gesteckt, in dessen Ende ein entsprechendes Loch gebohrt oder gemeißelt war. Das andere untere Ende dieses Stammes ruhte auf dem Eise. An diesem unteren Ende nun wurde ein kleiner Schlitten befestigt, und der Stamm dann um den Pfahl herumgedreht. Auf den Schlitten an dem Stammende setzten wir uns der Reihe nach, meist paarweise, ein Junge mit einem Mädchen auf dem Schooße, während die Anderen sich an den Stamm stemmten und ihn so schnell als möglich herumdrehten. Man kann sich denken, wie pfeilschnell der kleine Schlitten im Kreise herumflog, und welcher Jubel auf dem Teiche herrschte, wie grimmig kalt es auch bisweilen war. Schwerlich aber kann man sich vorstellen, was ich empfand, wenn das erwähnte zierliche Mädchen sich bewegen ließ, mit mir — sie that es mit keinem Andern — auf dem glatten Eise so dahin zu fliegen, wenn sie sich ängstlich an mich schmiegte und ich sie mit meinen Armen fast krampfhaft festhielt, wenn mit der eigenthümlichen Empfindung, welches solches Dahinjagen, solches pfeilschnelle und athemversetzende

Luftdurchschneiden namentlich auf jugendliche Nerven hervorbringt, wenn mit dieser beängstigenden Wonneempfindung in mir jene ganz und gar unbeschreibliche sich verband, die liebste Jugendgenossin schützend festzuhalten und ihr zitterndes Herz an dem meinigen zu fühlen.

Ein ähnliches Vergnügen gewährte uns eine mächtige Schaukel, welche in der dick mit Stroh belegten Tenne der großen Pfarrscheune sich befand, hoch oben an den Deckbalken befestigt war, und, von mehreren Knaben mit aller Kraft gezogen, wohl zehn bis zwölf Ellen hoch schwang. Auch auf dieser Schaukel mußten stets Zwei gleichzeitig sitzen, weil außerdem jeder Einzelne zu lange hätte warten müssen, ehe die Reihe an ihn kam. Daß ich auch auf der Schaukel, mit dem gleichen Gefühle wie auf dem Schlitten, jene ängstliche Kleine am Liebsten bei mir hatte, zumal sie keinem der anderen Knaben diese Gunst gewährte, brauche ich schwerlich ausdrücklich zu erwähnen.

Bei den Vorbereitungen zu manchen unserer Spiele bedurften wir, wie man schon bei der Teichschlittenfahrt gesehen hat, der Beihülfe und Unterstützung geschickterer Hände und kräftigerer Arme, als wir Kinder sie besaßen. In allen solchen Fällen wendeten wir uns an meinen Vater, und wir

konnten jeder Zeit sicher auf seine Mitwirkung zählen, denn er hatte große Freude am Treiben lustiger Knabenspiele, weil er selbst — bis an sein leider frühes Ende — ein wahrhaft kindliches Gemüth in sich trug, und nichts ihn mehr verdroß und unwilliger machen konnte, als wenn andere Männer im Dorfe unsere, allerdings bisweilen ausgelassenen Spiele stören oder gar verhindern wollten. Ich glaube sogar, daß seine Bereitwilligkeit, uns dabei förderlich und behülflich zu sein, häufig geradezu aus seiner Ueberzeugung hervorging, er ärgere durch solches Thun manchen griesgrämigen Alten. Er kannte in der That keine größere Freude, als irgend Jemanden eine — bisweilen sogar sehr derbe — Neckerei zu spielen, oder, wie wir sagten, einen Schabernack anzuthun. Um einen solchen auszuführen, scheute er weder Mühe noch Zeit. Er konnte Tage lang mit unendlicher Geduld solche Schelmereien vorbereiten, wohl auch Stunden weit gehen, um von da etwas herbeizuholen, dessen er nach seinem Plane zur Ausführung bedurfte. Er war in solcher Zeit meist ungewöhnlich still, aber still vergnügt; um seine Mundwinkel spielte dann ein leichtes Schalkslächeln, und seine Augenbrauen zogen sich an den äußeren Seiten noch mehr als sonst mephistophe-

lisch in die Höhe. Die Mutter, seit längerer Zeit fast ununterbrochen kränklich, in ihrer Jugend, wie es hieß, eine seltene Schönheit, jetzt eine Frau mit unsaglich gutmüthigen blauen Augen und dicken, kohlschwarzen Brauen darüber, mit dem weichsten Herzen, aber doch voll ausdauernden zähen Muthes, — die Mutter, sage ich, errieth stets sofort, wenn wiederum ein Schelmstückchen ausgeführt werden sollte, und sie machte dem Vater mit Lächeln Vorwürfe darüber, daß er „doch ewig ein Kind bleibe.“ Gewöhnlich antwortete er darauf weiter nichts, als: „zanke nicht, Mutter,“ während in seinen Augen der Schalk schon im Voraus über das Gelingen des Planes lachte, mit dem er sich eben beschäftigte. Die meisten der Neckereien, die er ausführte, waren freilich gewissermaßen Züchtigungen für etwas, das der Betroffene gethan oder unterlassen hatte, eine Art Volksjustiz, die er auf eigene Faust ausübte. So trug er einmal in stockfinsterer Mitternacht, leise und vorsichtig wie ein Dieb und mit Anstrengung aller seiner Kräfte, den Ackerpflug eines Nachbars, der jeden Tag und fast den ganzen Tag im Wirthshause trinkend saß und darüber seine Feldarbeiten versäumte, auf einer langen Leiter hinauf auf das Dach des Hauses jenes Nachbars, und stellte ihn da auf

den Schornstein. Als am andern Morgen alle Finger im Dorfe nach dem seltsamen Aufputze jenes Hauses deuteten und der Besitzer desselben mehrere Leute aufbieten mußte, um den Pflug wieder herunterzuschaffen, alle auch — scheinbar — sich den Kopf zerbrachen, wer wohl den Schabernack ausgeführt habe, obwohl Niemand zweifelte, wer der Thäter gewesen, ging mein Vater so befriedigt umher, als sei ihm eine große oder doch wenigstens eine gute That gelungen. Und der so Geneckte begann allerdings noch an demselben Tage seine bis dahin versäumten Arbeiten.

Wenn ich oben sagte, mein Vater habe keine größere Freude gekannt, als solchen Schabernack auszuführen, so that ich schweres Unrecht, und Alle, die ihn gekannt haben, werden solcher Behauptung widersprechen. Das Necken und Schabernacken war ihm allerdings eine große Lust, und er konnte niemals der Versuchung dazu widerstehen, aber es gab doch Etwas, das er mit noch größerem Eifer und mit noch rascherer Bereitwilligkeit that, nämlich irgend Einem, wer er auch sein mochte, gleichviel ob der beste Freund, der schlimmste Feind oder ein ganz Fremder, eine Gefälligkeit zu erzeigen oder ihm in Noth, Leid oder Gefahr beizustehen. Bei jedem Unglücksfall im

Dorfe oder in dessen Nähe war er sicherlich unter den Helfenden der Erste, der Thätigste, ja der Tollkühnste, denn an sich, an seine Gesundheit, an sein Leben und seine Familie dachte er da ganz und gar nicht. Hatten unverständige Eltern einem Kinde zu schwere Arbeit aufgegeben, und mein Vater sah es, so half er sicherlich zunächst dem Kinde und dann schalt er die Eltern desselben tüchtig aus. War im Dorfe Jemand plötzlich schwer erkrankt und die Familie hatte Niemand, den sie in die nächste Stadt zum Arzte hätte schicken können, so wandte sie sich gewiß an meinen stets hülfebereiten Vater, ihn um den Liebesdienst zu ersuchen. Zu jeder Stunde des Tages, trotz wirklich dringender Arbeit, wie zu jeder Stunde der Nacht war er freudig bereit, zu rathen und zu helfen, wo und wie er konnte. Hunderte von Beispielen solcher Art könnte ich erzählen, aber ich unterlasse es, denn ich würde durch solches Erzählen und Rühmen ihn im Grabe kränken, weil er alles das, was er für Andere that, keineswegs für etwas Verdienstliches hielt, sondern der Ansicht war, es verstehe sich das von selbst. Auf der andern Seite nahm er fremde Hülfe nur im alleräußersten Falle in Anspruch, denn sein Grundsatz lautete: „Hilf

Dir selbst, denn Du mußt es; hilf den Anderen, denn Du kannst es."

Einer der wichtigsten Vorgänge in unserem Dorfe, der in diese meine frühe Knabenzeit fiel und einen unauslöschlichen Eindruck in meiner Erinnerung zurückgelassen hat, war eine ungewöhnlich große Hochzeit, die acht Tage lang gefeiert wurde. Weder die Eltern der Braut, noch die des Bräutigams, welche letztere in dem nächsten Städtchen wohnten, waren besonders wohlhabend, und ich weiß nicht, was die Leute veranlaßte, diese Hochzeit so ganz außerordentlich glänzend zu begehen, wenn es nicht etwa der Umstand war, daß die Braut einen ansehnlichen Höcker hatte und der Bräutigam sehr bedeutend hinkte. Lange vor der Feier schon sprach Alt und Jung von nichts Anderem als dieser Hochzeit, und die Vorbereitungen zu derselben beschäftigten das ganze Dorf. Daß mein Vater eine große Rolle dabei spielte und spielen mußte, ließ sich bei seiner Allbeliebtheit und Hülfebereitwilligkeit im Voraus erwarten. Und so geschah es. Zunächst übernahm er das Amt des Hochzeitbitters. Als solcher hatte er eine drollige poetische Einladung einstudirt, die wer weiß von wem verfaßt war, und die er in den einzuladenden Familien vortragen sollte. Er

machte aber die Rundwanderung nicht etwa zu Fuß, sondern stolz zu Pferd. Ich sehe ihn noch vor mir, wie er, am Hut und auf den Achseln mit vielen flatternden, bunten Bändern aufgeputzt, auf einem jungen, wilden Rappen, der an Mähne und Schweif ebenfalls überreich mit Bändern geschmückt war, ohne Sattel im gestreckten Galopp durch den spritzenden Schmutz der Dorfgasse jagte, um den Verwandten und Freunden des Bräutigams in der Stadt die Einladung zu überbringen. Wie sich die zahlreichen Gäste eine ganze Woche lang während der Hochzeitsfeier unterhalten haben mögen, kann ich nicht angeben, ich weiß nur, daß sehr viel gegessen und noch mehr getrunken, daß gespielt und getanzt wurde. Ein Ereigniß am letzten Tage dieser langen Hochzeitsfeier nur ist mir sehr deutlich in der Erinnerung geblieben. Es sollte ein Wettlauf der sämmtlichen männlichen Gäste gehalten werden, und der Preis für den Sieger ein gewaltiger Kuchen sein.

Das Dorf liegt am Abhange eines kleinen Höhenzuges im Osten. Von ihm aus dehnt sich ein Wiesenplan einige tausend Schritte breit bis an den Abhang der Höhe im Westen. Am Fuße dieser letzteren schlängelt sich der schon erwähnte Bach hin, und von dem Dorfe aus führt nach die-

ser Seite hin über die Wiese ein Weg, den ein Steg ohne Lehne über den Bach in den sich dicht anschließenden Wald hineinträgt. Jene Wiese sollte der Rennplan sein. Dicht an dem Dorfe, unter einer Erlengruppe, war der Sammelplatz der Wettlaufenden wie der Zuschauer, und am Ende der Wiese, dicht vor dem Stege über den Bach, ward der Preiskuchen auf einem Tisch ausgestellt. Die Gäste aus dem Städtchen hielten sich natürlich für gewandter und schnellfüßiger als die Dörfler, und wohl ein Jeder dieser Ersteren meinte, ihm könne der Preis unmöglich entgehen. Die Aufregung und Spannung war sehr groß. Als alle Vorbereitungen beendet waren, wurde durch einen Trompetentusch das Zeichen zum Beginn des Wettlaufes gegeben. Sehr eifrig und hitzig begannen ihn Alle, bald aber stolperte der Eine und der Andere fiel gar, darüber lachten Andere und blieben zurück; Einige, die wahrscheinlich mehr getrunken hatten, als gerade zu einem Wettlauf gut war, konnten die gerade Linie nicht einhalten, und kamen bald genug mehr oder weniger weit rechts oder links von der rechten Richtung ab; Anderen ging unerwartet schnell der Athem aus, oder sie sahen aus anderen Gründen ein, daß sie schwerlich zuerst an das Ziel gelangen würden. So stellte

Einer nach dem Andern den nutzlosen Wettlauf ein, so daß schon in der Mitte des Wiesenplans nur noch etwa sechs Läufer, tapfer und muthig wetteifernd, aushielten. Sie näherten sich rasch dem lockenden Ziele. Da sprang plötzlich ein Mann mit geschwärztem Gesicht und in zerlumptem Anzuge aus dem Walde jenseits heraus, lief schnell und hastig über den Bachsteg, ergriff den großen Preiskuchen, und kehrte mit dieser seiner Beute, so rasch wie er gekommen war, in den Wald zurück. Das Erscheinen des Mannes und sein Verschwinden mit dem Kuchen war das Werk fast eines Augenblicks. Die Wettlaufenden, welche sämmtlich die Augen unverwandt auf ihr Ziel und den sie da erwartenden Preis gerichtet hatten, stutzten bei dem überraschenden Erscheinen des schwarzen Räubers, und hielten im Laufe inne, weil sie nicht sogleich wußten, was sie nun beginnen sollten. Erst als Einer aus der Menge der Zuschauenden mit lauter Stimme rief: „Nach! Fangt ihn!" kamen sie zur Besinnung und thaten, was sie sogleich hätten thun sollen. Sie, die Wettlaufenden nicht nur, sondern fast alle auf dem Platze Anwesenden beeilten sich, so rasch als möglich über die Wiese und über den Steg in den Wald hineinzukommen, denn man meinte, wenn so Viele in

dem Walde suchend und verfolgend sich vertheilten, könne ihnen der Räuber unmöglich entgehen, ja man werde seiner sehr bald habhaft werden. Man hielt ihn für einen allbekannten und gefürchteten Vagabonden und Bettler aus dem Städtchen, der Heimath des Bräutigams, und glaubte, er habe sich von der großen Hochzeit auch etwas holen wollen. Der aber, welcher den „Raub“ begangen hatte, war jedenfalls besser mit allen Oertlichkeiten bekannt gewesen, als seine zahlreichen Verfolger. Er hatte, sobald er über den Steg wieder in den Wald gekommen, keineswegs die Richtung nach Norden, nach dem Städtchen, in welcher man den angeblichen Bettler eifrig verfolgte, sondern jene nach Süden eingeschlagen, wo die beiden Höhenzüge sich zusammenschließen, und von da aus den Weg in das Dorf zurück lange gefunden, auch die Schwärze vom Gesicht bereits gewaschen, als die Verfolger, Einer nach dem Andern, von ihren vergeblichen Anstrengungen erschöpft und fluchend, zurückkamen.

Der „schwarze Räuber“ war kein Anderer gewesen, als der Hochzeitsbitter, der auch bei dieser gar zu lockenden Gelegenheit der Lust an Necken und Schabernack nicht hatte widerstehen können. Er brachte, wie sich von selbst versteht, den Preis-

kuchen triumphirend in das Hochzeitshaus, und zog die Brautmutter in das Geheimniß. So erfuhren die Gäste den Zusammenhang erst bei dem Abschiednehmen, als einem Jeden ein großes Stück des so schmerzlich vermißten und tief betrauerten Preiskuchens zur Erinnerung an den Vorgang auf den Heimweg mitgegeben wurde.

Kurze Zeit darauf traf mich selbst ein Unfall, den ich hier erzählen muß, weil er einen entscheidenden Einfluß auf mein Leben übte, indem er dem Gange desselben eine völlig unerwartete Richtung gab. Bei einer Nachahmung jenes Wettlaufes und Kuchenraubes, die wir Jungen im Dorfe an einem Sonntagnachmittag anstellten, fiel ich so unglücklich, daß ich dabei den rechten Oberschenkel brach. So war auch dieser nachgeahmte Wettlauf gestört. Man mußte mich nach Hause tragen, und welche Schmerzen ich in den Wochen zu erdulden hatte, in denen ich mit dem gebrochenen Gliede unbeweglich still im Bette liegen mußte, mitten im schönsten Sommer, will und kann ich nicht beschreiben. Sie waren schlimm genug; aber noch viel schlimmer peinigte mich die Langeweile und die Sehnsucht nach dem Freien, nach dem Walde. Als die Meinigen gar nicht mehr wußten, womit mir die Zeit einigermaßen zu vertreiben

sein könnte, brachte man mir „die schöne Mage-
lone" und den „hörnernen Siegfried," dünne Heft-
chen, „gedruckt in diesem Jahr." Ich fing also an
zu lesen, fand dabei eine bisher ganz ungeahnte
Unterhaltung, und verlangte mehr und immer
mehr dergleichen. Alle Bücher, die sich zufällig in
dem Dorfe fanden, alle alten Kalender und der-
gleichen mußten mir zugetragen werden auf mein
Schmerzenslager. Eine Geschichte der Türkenkriege
in Ungarn, mit gräulichen Schlacht- und Belage-
rungsbildern, die sich, wer weiß wie, in das Dorf
verirrt hatte, beschäftigte mich mehrere Tage lang
auf das Lebhafteste.

Während bis dahin unser Dörfchen mit seinen
Umgebungen meine Welt gewesen war, that sich
nun vor mir eine neue, weite, unbegrenzte auf.
Ich erfuhr zum ersten Mal, daß es sogar andere
Sprachen, als die liebe Muttersprache, und daß
es eine ungeheuere Anzahl Bücher in allen diesen
verschiedenen Sprachen gebe. Welche Aussicht also
auf endloses Lesen! Weil ich indeß gar Vieles in
den Büchern, die man mir bis dahin gebracht,
nicht verstanden hatte, fühlte ich drückend meine
Unwissenheit, die mich wie schwarze Finsterniß um-
gab, und es entstand in mir ein fast fieberhaftes
Sehnen und Verlangen nach — Licht, nach Wis-

sen. So ging aus der unersättlichen Leselust allmälig ein brennender Lerndurst hervor. Wie ich es anzufangen habe, viel, wo möglich Alles zu lernen und zu wissen, konnte mir freilich Niemand sagen; man wußte in dem Dorfe nur, daß die, welche viel lernen wollten, eine „hohe" Schule in der Stadt besuchen müßten, was man „studiren" nannte. Also studiren! Um jeden Preis studiren! Ich bat die Aeltern tagtäglich und so lange, sie sollten mich „studiren" lassen, bis sie mir versprachen, mit dem Herrn Pfarrer darüber zu sprechen, und sie versprachen es bald und gern, denn ihre Liebe zu mir, dem einzigen Kinde, das sie so lange an das Schmerzenslager gefesselt hatten sehen müssen, war durch das Mitleid wo möglich noch gesteigert worden. Vielleicht wirkte indeß auch die stille Hoffnung mit, daß sie ihren Ulrich, wenn sie ihn studiren ließen, später einmal im schwarzen Priesterrock auf der Kanzel der heimathlichen Kirche stehen sehen und ihn predigen hören könnten; denn dies ist ja, oder war wenigstens damals, häufig der höchste Wunsch und Stolz der Landleute, welche Einen ihrer Söhne studiren lassen.

Der Pfarrer, ein sehr verständiger Mann, der meinen aufgeweckten Sinn schon kannte und große Freude an meinem täglich wachsenden Lerneifer

hatte, erbot sich bereitwillig, mir, sobald ich wieder werde gehen können, den nothwendigen ersten Unterricht im Lateinischen zu geben. Lateinisch! Später, wenn ich das erste Mal vor einem altehrwürdigen großartigen Baue, vor einem Dome z. B. stand, erinnerte ich mich stets meiner damaligen Empfindungen, als mir der Eintritt in jene fremdartige, geheimnißvolle Sprache verheißen war. Und sobald der gebrochene Fuß so weit geheilt war, daß ich wieder Gehversuche machen durfte, wanderte ich, anfangs noch auf eine Krücke gestützt, in das nahe Pfarrhaus. Allerdings hatte ich mir das Erlernen des Lateinischen, wie überhaupt einer fremden Sprache, wohl um vieles leichter vorgestellt, als es in der That ist, weil ich mich nicht erinnerte, daß mir das Erlernen der deutschen Schwierigkeiten geboten hatte; aber ich ließ mich doch nicht abschrecken, meinen Lerneifer nicht erkalten, und machte im Ganzen rasch ziemlich bedeutende Fortschritte.

In der gewöhnlichen Dorfschule, die ich mit den anderen Kindern besuchte, und welche nur Lesen (in der Bibel), Schreiben und nothdürftiges einfaches Rechnen lehrte, dagegen eine zahllose Menge von Gesangbuchliedern und Bibelsprüchen zum Auswendiglernen aufgab, übersah

ich bald alle meine Mitschüler und Mitschülerinnen, denn die Knaben und Mädchen waren in der Schulstube nicht getrennt. Alle staunten es z. B. als eine Wunderleistung an, wenn ich die Hunderte fremdartiger Namen eines jüdischen Familienstammbaumes, die bekanntlich viele lange Kapitel im alten Testamente füllen, die bei dem Lesen nicht übergangen werden durften, und von den anderen Kindern nur mit großer Mühe, oder auch gar nicht zusammenbuchstabirt werden konnten, rasch hinter einander und ohne Anstoß vorlas. Solcher Art waren meine ersten Triumphe, und welche Auszeichnungen ich mir auch in späterer Zeit zu erwerben Gelegenheit fand, keine hat mich mit größerer Freude und höherem Stolze erfüllt. Ich war aber auch der erklärte und wohl zu sehr vorgezogene Liebling des alten Lehrers, von dem ich, vielleicht eben deshalb, nur eine einzige Strafpredigt anzuhören hatte, und diese auch nur, weil ich während des Unterrichts und laut einen gotteslästerlichen Zweifel auszusprechen mich nicht gescheut hatte. Er erzählte einmal viel von der unendlichen Liebe, Güte, Barmherzigkeit und Langmuth Gottes, ich aber konnte mir, bei dem besten Willen, keine liebevollere Güte und keine langmüthigere Nachsicht denken, als die meiner

Mutter, an der ich mit schwärmerischer Liebe und Verehrung hing, und ich wagte deshalb den alten eifrigen Lehrer mit der Bemerkung laut zu unterbrechen: gütiger und liebevoller als meine Mutter könne selbst der liebe Gott nicht sein. Da schwieg der alte Mann eine Zeit lang, dann sagte er in so tiefer Bewegung, daß seine Stimme bebte: er habe vorausgeschickt, daß Gott gütig, liebreich und barmherzig sei über alles menschliche Begreifen; wenn trotzdem ein naseweiser Junge sich unterfange, Zweifel daran auszusprechen, so sei dies eine Lästerung, also ein schweres Verbrechen. Diese vorwurfsvollen Worte trieben mir zwar brennende Schamröthe in die Wangen, aber meine kindlichen Zweifel vermochten sie dennoch nicht zu zerstreuen. Nach Beendigung der Schulstunden nahm mich der Lehrer bei Seite, legte die eine Hand auf mein blondes Haar, streichelte mir mit der andern die rothen Backen und sagte freundlich:

„Du hast schon Recht, mein Sohn, wenn Du Deine Mutter über Alles auf Erden liebst, auf Erden, aber selbst die Liebe zu der Mutter kann eine Sünde werden, wenn sie sich über die Liebe zu Gott erheben will. Er möge Dein junges Herz vor allem Zweifel bewahren immer-

bar, und Dich so fromm und gut erhalten, wie Du bis jetzt gewesen ist."

Damit entließ er mich. Ich war tief gerührt; die Sache beschäftigte meine Gedanken aber noch eine gar lange Zeit, und meine Mutter liebte ich von da an wo möglich noch viel mehr.

Ich weiß nicht, ob mir dieser Lehrer einen besondern Beweis seiner Zuneigung, gewissermaßen eine Entschädigung für jene öffentliche Rüge geben wollte, genug, er erbot sich bald darauf, mir Unterricht in der Musik zu ertheilen. Begierig, wie immer, wenn es galt, etwas Neues zu lernen, nahm ich sofort dies Anerbieten an, und schon am nächsten Tage darauf begann ich die Buchstaben einer neuen Sprache, die Noten, mir erklären zu lassen. Dann folgte Unterricht auf einem kleinen Clavier, später auf der Orgel, und es war noch nicht ein Jahr vergangen, so konnte ich einen neuen Triumph feiern, denn mein alter Lehrer gestattete mir, an einem Sonntagsnachmittage ein Lied, welches die Gemeinde in der Kirche sang, mit der Orgel zu begleiten. Gewiß hat nie ein römischer Feldherr stolzer auf seinem Triumphwagen gestanden, als ich an jenem Nachmittage auf der schmalen Orgelbank saß, und sicherlich hat auch niemals das römische Volk einen

Triumphator mit größerem Erstaunen angeschaut, als meine Mitschüler bei dieser Gelegenheit mir zusahen.

Als ich zwölf Jahre alt geworden war, hielt der Pfarrer mich für befähigt, in die dritte Classe eines Gymnasiums einzutreten. In einer etwa fünf Stunden von unserem Dorfe entfernten Stadt befand sich eine solche, und zwar altberühmte Schulanstalt, und da der Pfarrer einmal in jener Stadt Geschäfte zu besorgen hatte, erbot er sich freundlich, mich mit sich zu nehmen und dem Rector des Gymnasiums vorzustellen, damit er mich prüfe und über meine Aufnahme entscheide. Da ich die Prüfung gut bestand, so wurde mir die ersehnte Aufnahme zugesagt, und meine Freude war grenzenlos, weil ich mich ja der Erfüllung meines Lieblingswunsches nun endlich ganz nahe gebracht sah. Ich kehrte in fieberhafter Aufregung noch einmal in die Heimath zurück. Anfangs konnte ich die Zeit kaum erwarten, in welcher ich das Dorf verlassen sollte, und ich zählte die Tage und die Stunden, die ich da noch aushalten mußte. Je geringer aber die Zahl dieser Tage wurde, um so stiller ging ich umher, und ein Gefühl herzbeengender Bangigkeit ergriff mich, namentlich als ich alle meine Lieblingsplätzchen im Walde vor

dem Scheiden noch einmal aufsuchte, um Abschied von ihnen zu nehmen. Als endlich meine kleine Ausstattung fertig und gepackt war, als der Wagen, der mich hinwegbringen sollte von Allem, was mir bis dahin lieb und theuer gewesen war, vor der Thür stand, als ich — Abschied vom Elternhause nehmen sollte, ach! wie viel Thränen flossen mir heiß über die Wangen! Und doch waren Vater und Mutter noch bei mir, denn sie begleiteten mich beide in die fremde Stadt, um mich selbst der Familie zu übergeben, deren Pflege und Obhut ich anvertraut werden sollte. Ich habe seitdem viele schmerzensreiche Stunden erlebt, aber schmerzlicher war doch keine, als die, in welcher die Eltern, der immer heitere Vater und die unendlich liebevolle Mutter, ohne mich in die Heimath zurückkehren mußten, als die Mutter lautweinend mich noch einmal an ihr Herz drückte, mich mit ihren Küssen und Thränen bedeckte, ja als ich große Thränentropfen selbst in den Augen des Vaters sah, die ich bis dahin fast nur lachend gekannt hatte. Er drängte indeß den Abschiedsschmerz mit Anstrengung zurück, ermahnte mich zum Fleiß, empfahl mich dringend nochmals meiner Pflegefamilie, zog mit freundlichem Zwang die Mutter aus meinen Armen, und ich — ein

Kind noch — stand allein in der fremden Welt. Ich vermochte mich kaum zu fassen in meinem Herzensweh, denn ich fühlte mich unsaglich einsam und verlassen. Vielleicht empfindet etwas Aehnliches der Vogel, den man draußen im freien grünen Walde einfängt, in die Stadt bringt und in einen Käfig einsperrt. War ich doch in der That auch in der Freiheit, im Walde gleichsam, aufgewachsen, hatte mich bis dahin nur in den Armen der Natur, jener andern geliebten Mutter, wohl befunden, und sah mich nun in der düstern alten Stadt, deren enge Gassen mit den hohen, kalten, steinernen Häusern mich beengten, als wollten sie mein jugendliches, ängstlich zuckendes Herz zerdrücken.

Es folgten traurige Wochen krankhaften Heimwehs, in denen ich so oft als möglich hinaus auf eine Anhöhe in der Nähe der Stadt lief, um, wenn auch nicht das im Walde versteckte ferne heimathliche Dorf selbst, doch ziemlich genau die Stelle, wo es liegen mußte, zu sehen. Ganz deutlich erblickte ich bei diesen sehnsuchtsvollen Wanderungen wenigstens den mir sehr wohlbekannten weißen Kirchthurm eines auf der Höhe liegenden Nachbardorfes. Ihn begrüßte ich jedesmal wie einen getreuen, lieben Freund, und wenn ich end-

lich in die alte Stadt zurückkehren mußte, sah ich mich stets zu wiederholten Malen nach ihm um, ob er noch immer dastehe, und nicht etwa auch verschwunden sei, wie alles Andere, das ich bisher geliebt, und ich trug ihm Grüße auf an meine Welt, an den Vater und die liebe Mutter.

Daß ich an dem Heimweh so gar schmerzlich litt, hatte seinen Grund wohl auch in dem Umstande, daß ich mich anfangs unter meinen neuen Mitschülern nichts weniger als wohl befand. Sie waren meist kecke Buben aus der Stadt selbst, standen in den nur zu wohl bekannten Flegeljahren und kamen mir nicht eben freundlich entgegen, sondern benutzten vielmehr eifrig jede Gelegenheit, den schüchternen und unerfahrenen „Neuen vom Dorfe“ wo möglich zu hänseln und in allerlei Verlegenheit zu bringen.

Die Zeit heilt indeß alles Leid, am schnellsten in der Jugend. Auch mir brachte sie allmälig Linderung des großen Herzenswehes, an dem ich litt, namentlich weil meine drei nächsten Nachbarn in der Klasse mich bald näher und besser kennen lernten und dann lieb gewannen. Ich habe ihnen dafür eine unveränderliche dankbare Freundschaft bewahrt. Der Eine von ihnen ist jetzt ein vielbeschäftigter Arzt, der Zweite Mit-

glied eines hohen Gerichtshofs und der Dritte ein bekannter Reiteroberst.

Ehe ich fortfahre, mein Schulleben weiter zu schildern, muß ich die Leser in die Familie einführen, der ich übergeben worden war. Sie bestand aus einer Frau, die sich Wittwe nannte und über vierzig Jahre zählen mochte, und aus ihren zwei Töchtern, von denen die ältere achtzehn und die jüngere fünfzehn Jahre alt war. Die Mutter war sehr groß, sehr hager, sehr ernst und kalt und sehr stolz, die ältere Tochter dagegen, welche den wunderlichen Namen Dulcamar führte und gewöhnlich Süßchen genannt wurde, kaum mittelgroß, aber jugendlich voll, sehr sanften, weichen Gemüths, sehr still und schweigsam, auch wie es schien, fortwährend mit trüben Gedanken beschäftigt, was ihren zwar nicht schönen, aber angenehmen Zügen einen Ausdruck tiefen Leidens oder vielmehr schmerzlicher Schwermuth gab. Dieser Ausdruck wurde dadurch noch erhöhet, daß sie sich unverändert ganz schwarz kleidete. Ihre jüngere Schwester, ein Backfisch der aller unangenehmsten Sorte, schien in jeder Hinsicht das vollkommene Ebenbild der Mutter zu werden.

Die Familie befand sich in nichts weniger als glänzenden Verhältnissen, hatte aber jedenfalls

viel bessere Tage gekannt. Süßchen nähte emsig täglich vom frühesten Morgen bis zum Abende, ja oftmals bis spät in die Nacht hinein, für Andere, wie ich bald bemerkte, weil sie durch ihren geduldigen Fleiß und ihre Geschicklichkeit das Meiste zur Erhaltung der ganzen Familie erwerben mußte. Wohl kaum einmal habe ich sie lachen sehen; auch gönnte sie sich keine andere Unterhaltung und kein anderes Vergnügen, als daß sie bisweilen, an einem Sommerabende oder in der Dämmerstunde im Winter eine Mozart'sche Sonate auf dem Clavier spielte, oder auch, um mir eine rechte Festfreude zu machen, eine Zumsteg'sche Ballade sang und sich dazu auf dem Instrumente selbst begleitete. Ihre Stimme war zwar nur klein und wohl auch nur wenig ausgebildet, aber sie sprach ungemein zum Herzen, und erhielt nicht selten einen tief ergreifenden, dramatischen Ausdruck. So gern ich nun auch das Mädchen spielen und namentlich singen hörte, wagte ich doch gar bald nur selten sie zu bitten, mir diesen Genuß zu gewähren, weil sie jedesmal bei solchem Spiel oder Gesang noch viel schwermüthiger wurde, als sie es gewöhnlich war, ja bisweilen sogar plötzlich sich unterbrechen mußte, weil ihr die Thränen in die Augen traten, und sie dieselben trotz aller

Anstrengung nicht zurückhalten konnte. Erst nach und nach erfuhr ich Einiges von der traurigen, seltsamen Geschichte der Familie, und damit auch etwas von der Ursache der Schwermuth des gefühlvollen Mädchens, wenn mir das Ganze auch räthselhaft blieb.

Die „gnädige Frau," wie die Wittwe genannt wurde, war in ihrer Jugend eine blühende, aber kalte und stolze Schöne gewesen, die Tochter eines reichen Kaufmannes, Sebastian Müller, der nach dem Tode seiner Frau von den Geschäften sich zurückgezogen und wegen seiner maßlos stolzen Tochter den Adel gekauft hatte. Diese seine einzige Tochter wies die zahlreichen Bewerber, die sich um ihr Herz und ihre Hand, mehr aber noch um ihr Geld bemüheten, mit geringschätziger Kälte zurück, weil sie alle entweder gar nicht adelig, oder doch nur von niederem Adel waren, sie aber ihre Schönheit so hoch im Preise hielt, daß sie dieselbe nur für eine Grafenkrone hingeben zu dürfen glaubte. Ihr eitler Vater begünstigte und unterstützte alle ihre derartigen hochfliegenden Pläne.

Da erschien plötzlich ein Baron von Lynk, dessen ächt vornehmes Wesen und ganzes Auftreten das größte Aufsehen in der Mädchen- und

Frauenwelt der Umgegend, und, vielleicht gerade deswegen, auch auf jenes bis dahin so spröde Herz einen tiefen Eindruck machte. Der Baron war Officier gewesen, hatte aber wegen schwerer Verwundung und aus andern Gründen seinen Abschied von dem Militär genommen. Jetzt war er auf einer Reise durch Deutschland begriffen, theils um seine Gesundheit vollends zu kräftigen, theils um die Gegenden des Vaterlandes kennen zu lernen, die er noch nicht gesehen. Sehr bald kam es zu einem Liebesverhältniß zwischen ihm und der Tochter des reichen Herrn von Müller, die es für einen großen Triumph hielt, den allbegehrten und ersehnten interessanten Fremden allen Anderen zu entziehen und für sich zu gewinnen. Der Vater gab seine Einwilligung zu der Verbindung der beiden Liebenden um so bereitwilliger, als er sich freute, seine Tochter von dem Verlangen nach einem Grafen zurückkommen zu sehen, weil er schon fürchtete, die Hoffnung aufgeben zu müssen, die Tochter ganz nach ihrem Wunsche verheirathet zu sehen. Er versprach auch, ein ansehnliches Gut zu kaufen, das der Schwiegersohn bewirthschaften sollte, um eine passende Beschäftigung zu haben.

Da der Baron, wie er sagte, der Letzte seiner

alten Familie war, auch gar keine Verwandten mehr hatte und sein Officierspatent, wie seine anderen Papiere, die seinen Adel und seine anderen Verhältnisse beglaubigten, bei sich hatte, so bedurfte es keiner langen Vorbereitungen und Schreibereien wegen der Heirath, und die Trauung erfolgte denn in der That sehr bald.

Ueber zehn Jahre lang hatte das Paar in der glücklichsten Ehe gelebt, wie in der ganzen Umgegend im höchsten Ansehen und in allgemeiner Achtung gestanden, welcher nur der Stolz der Frau von Lynk einigermaßen Eintrag zu thun vermochte. Der Baron beschäftigte sich eifrig mit der Verwaltung des Gutes, und den größten Theil der ihm dabei noch frei bleibenden Zeit widmete er seiner ältesten Tochter, die er ausschließlich selbst unterrichtete, auch im Clavierspiel und Gesang, und die ihm dafür mit all' der Liebe lohnte, deren ihr Herz fähig war.

Eines Tages meldete sich ein Unbekannter, der unter keiner Bedingung seinen Namen nennen wollte, aber dringend begehrte, mit dem Herrn Baron allein zu sprechen. Als die beiden Männer einander gegenüber standen, sahen sie einander lange und verwundert, wie es schien, indeß keineswegs freudig überrascht, an. Dann fragte der

Fremde den Herrn vom Hause in ganz eigenthümlichen Tone, ob er ihn wiedererkenne. Von Lynk verneinte dies, er war aber todtenbleich geworden, wie der anmeldende Diener erzählte.

„So werde ich Ihnen unter vier Augen meinen Namen nennen," antwortete der Fremde sehr ernst.

Sie traten nun in das Zimmer des Barons und verweilten da über eine Stunde lang. Jedenfalls hatten sie sehr wichtige Angelegenheiten zu besprechen, und als die Baronin einmal an der Zimmerthür vorüber ging, hörte sie den Unbekannten sehr laut, und wie es schien, in zornigem Unwillen reden.

Endlich entfernte sich der Fremde, und er reiste so plötzlich, wie er gekommen war, wieder ab.

Der Baron dagegen erschien erst bei dem Abendessen wieder bei seiner Familie. Er sah da noch immer sehr bleich aus, sprach gegen seine Gewohnheit fast kein Wort, wies sogar, wenn auch sanft und liebreich, die Liebkosungen seiner älteren Tochter ab, ließ aber häufig, so bald es unbeachtet geschehen konnte, Blicke des tiefsten Schmerzes auf ihr ruhen, und begab sich bald von neuem in sein Zimmer, nachdem er den Seinigen mitgetheilt hatte, daß er eine kleine Reise

machen müsse und am andern Morgen sehr früh aufbrechen werde.

Als früh um drei Uhr am andern Tage vor der Thür des Hauses der Wagen hielt, der ihn nach der Stadt bringen sollte, erschien alsbald auch der Baron, der seinem Aussehen nach wenig oder gar nicht in der vergangenen Nacht geschlafen hatte. Er blickte lange nach den Fenstern des Schlafgemachs seiner Kinder hinauf, strich dann mit der Hand über die Augen, sprang in den Wagen, und die Familie — sah ihn seitdem nicht wieder. Er hatte eine ansehnliche Summe Geldes mit sich genommen und auch alle seine Papiere, nach denen die Baronin später ängstlich suchte, waren verschwunden. Der Kutscher, welcher ihn gefahren hatte, erzählte bei seiner Rückkunft, der Herr habe in der Stadt, in welche er ihn gebracht, Extrapost genommen und sei sogleich weiter gereist. Er brachte aber auch einen Brief des Barons an die „gnädige Frau Baronin" mit, die, als sie ihn gelesen, eben so überrascht und erschüttert, als empört und erzürnt zu sein schien. Sie theilte den Brief auch nur ihrem Vater mit, während sie ihren Kindern und Anderen erzählte, ihr Mann habe plötzlich eine längere Reise in dringenden Geschäften unternehmen müssen. Aus

ihrem ganzen Benehmen und aus einzelnen Worten, die ihr gelegentlich entschlüpften, ging offenbar hervor, daß sie ihren Mann seit dem Verschwinden desselben in eben dem Grade haßte, als sie ihn früher geliebt hatte. Nach einiger Zeit legte sie nebst ihren Kindern Trauerkleidung an, weil die Nachricht eingegangen sein sollte, der Baron sei auf der Reise gestorben. So tief aber auch der Eindruck sein mochte, welchen die plötzliche Abreise des Mannes, und noch mehr der Inhalt seines Briefes auf sie gemacht hatte, sie bemühte sich mit ziemlichem Erfolge, ihn unter der kalten und stolzen Ruhe zu verbergen, die sie von dieser Zeit an anzunehmen für gut fand. Auf ihren alten Vater indeß wirkte der Vorgang in so fern um vieles trauriger, als er in Folge davon in eine eigenthümliche und fortwährend zunehmende Aufregung und Unruhe gerieth. In dieser Aufregung ließ er sich in höchst gewagte, großartige Speculationen ein, die einen so unglücklichen Ausgang nahmen und nehmen mußten, daß sie bald sein ganzes großes Vermögen aufzehrten. Dieser Verlust zerrüttete dann seinen Geist so vollständig, daß er in eine Irrenanstalt gebracht werden mußte, in welcher er glücklicherweise bald starb. Das Gut, welches der Baron

bewirthschaftet hatte, verkauften die Gläubiger. Die Baronin rettete mit Mühe einen sehr kleinen Theil ihres Vermögens, und als auch dieser fast ganz aufgezehrt war, mußte sie sich entschließen, mit ihren beiden Töchtern in die Stadt zu ziehen, um da wo möglich Unterhalt zu suchen.

In dieser Familie war ich untergebracht worden, und daß es mir schwer wurde, in derselben heimisch zu werden, schwerer noch als in der Schule, wird man sehr erklärlich finden.

Das Gebäude, in welchem sich die Schule befand, war ein ehemaliges Kloster mit düsteren, gewölbten Kreuzgängen, von deren Wänden hier und da, trotz wiederholter Uebertünchung, einzelne Mönchs- und Märtyrergestalten, Ueberreste früherer Frescomalerei, verblaßt zwar und undeutlich, aber deshalb auch um so gespenstischer auf die Vorübergehenden herabsahen und den schauerlich unheimlichen Eindruck erhöheten, den der Eintritt in diese „Stätte der Wissenschaft" namentlich in jugendlichen Gemüthern hervorbringen mußte.

Die angestellten Lehrer waren zwar sämmtlich in ihrem Fache tüchtige Männer, alle aber hatten trotzdem irgend etwas an sich, das sie wenigstens einigermaßen zu Originalen machte, und ihren

muthwilligen Schülern Stoff und Veranlassung zu Verspottung und Verhöhnung gab. Der Rector zum Beispiel war ein äußerlich und innerlich vertrockneter Philolog, der alles Wissen, das sich nicht auf Lateinisch und Griechisch bezog, auf das Gründlichste verachtete, und deshalb auch mir einmal seine aufrichtigste Geringschätzung zu erkennen gab, als er bei irgend einer Gelegenheit zu seinem großen Verdrusse in Erfahrung gebracht hatte, daß ich mich mit dem Erlernen seines verehrten Griechisch und Lateinisch, ja nicht einmal mit dem des geduldeten Französisch begnüge, sondern mich überdies mit der ganz profanen englischen Sprache beschäftige. Er war sehr hager und hatte die Schrulle, jeder Zeit, im Sommer wie im Winter, und bei jeder Gelegenheit vom Kopf bis zu den Füßen in grauer Kleidung zu erscheinen, zu welcher namentlich ein Frack mit sehr hohem Kragen und sehr langen Schößen gehörte. Von diesem allgemeinen Grau stach sein Haar nur deshalb ein wenig ab, weil es mehr in Weiß als in Grau spielte, während sein hageres Gesicht und seine langen dürren Hände durch einen, freilich nur sehr leichten Anflug von Braun sich abhoben. Dazu kam, daß er bei seinem Erscheinen stets einen starken Geruch um sich her verbreitete, nicht

etwa einen Wohlgeruch von feinem Parfüm, sondern jenen ganz eigenthümlichen, widerlichen, der sich allen denen unvertilgbar anhängt, welche stark Tabak aus Pfeifen rauchen. Dies that der Mann in wahrhaft erschreckender Weise. In seinem Zimmer saß er stets in so dichten Tabaksrauchwolken, daß es dem Eintretenden schwer wurde, den grauen Mann in dem grauen Nebel zu erkennen. Wenn man die Töne mit Farben bezeichnen könnte, würde ich sagen, auch die Stimme des Herrn Rectors sei grau gewesen; jedenfalls hatte sie einen heiseren, dumpfen und eintönigen Klang.

Ein anderer Lehrer hatte die Gewohnheit, während der Lection in dem großen, saalähnlichen Classenzimmer, dem ehemaligen Refectorium, langsam auf- und abzugehen, dabei den Zeigefinger der rechten Hand an seine Unterlippe zu legen, und dieselbe, mit der größten Regelmäßigkeit abwechselnd, nach links und dann wieder nach rechts zu schieben. Da er, trotz seinen Säbelbeinen, kurze, enge Hosen und darüber große Stolpenstiefeln trug, die bei jedem seiner bedächtigen, langsamen Schritte mit anerkennenswerther Ausdauer ein gedehntes Knarren hören ließen, so war er in der That eine gar komische Figur.

Einer der jüngeren Lehrer, welcher den Unterricht in der Mathematik, Physik und Geographie zu ertheilen hatte, zeichnete sich durch eine eigenthümliche Grausamkeit aus, welche er sehr häufig gegen manchen der Schüler in Anwendung brachte. Zweimal nämlich ließ er sich gefallen, daß er auf eine Frage gar keine oder doch keine richtige Antwort erhielt. Erfolgte aber auf seine dritte Frage nicht sofort eine Antwort, so blieb er — oftmals bis zu Ende seiner Unterrichtsstunde — regungslos und schweigend, wie immer auf die Antwort wartend, vor dem unglücklichen Unwissenden stehen, der ihm dann diese ganze Zeit über natürlich auch schweigend und wie auf der Folter gegenüber stehen mußte. Bei dem ersten Schlag der Stunde, welche den Unterricht beendigte, griff dieser wunderliche Pädagog, ohne ein Wort zu sagen, hastig nach seinem Hute, verließ mit großen, eiligen Schritten, vor Aerger hochroth im Gesicht, das Zimmer und warf die Thür hinter sich donnernd in das Schloß. In früherer Zeit war er mit einem anderen jungen Lehrer eng befreundet gewesen, damals aber haßte er ihn — wie es hieß, seiner hübschen Frau wegen, der jener den Hof zu machen gewagt hatte — wie einen Todfeind, und er gab diesem seinen Hasse bei jeder passen=

den und unpassenden Gelegenheit vor den Schülern leider auch Worte. In welcher Weise mag nur ein Beispiel zeigen. Als er eines Tages im geographischen Unterricht an Weimar kam, theilte er uns über diese Stadt, in welcher Goethe vor nicht sehr langer Zeit gestorben war, gar nichts mit, aber er entblödete sich nicht, im Tone des schneidendsten Hohnes zu sagen:

„Weimar! Weimar! Was kann aus einer Stadt Gutes kommen, in welcher ein Mann Verse machte, wie:

„Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Haide!"

Diese frechen Worte sollten, was die Schüler sehr wohl wußten, nur jenen von ihm gehaßten Lehrer, seinen ehemaligen Freund, herabsetzen, der zufällig in Weimar geboren war.

Auch unter den Mitschülern befand sich wenigstens ein Original, und von ihm muß ich hier sprechen, weil er mir im Leben später zu wiederholten Malen und stets unter eigenthümlichen Umständen, ja in verderblicher Weise entgegentreten sollte. Er war um mehrere Jahre älter als irgend Einer unter uns, und er erfreute sich bereits eines dichten Backenbartes, während wir

Anderen noch sehnsüchtig auf den ersten Flaum am Kinn warteten. Dagegen hatte sein Körper die dem Alter entsprechende Größe nicht erreicht, wenn er auch kräftig und namentlich sehr breitschulterig war. Seine Kleidungsstücke waren stets nicht blos alt, sondern auch von altmodischem Schnitt und offenbar ursprünglich für ihn nicht bestimmt gewesen. Er hatte das eigenthümlichste Haar, das ich jemals an einem jungen Menschen gesehen, denn es war völlig weißgrau, wie das eines Greises. Dazu kamen die seltsamsten, ja unheimlichsten Augen, die mir im Leben vorgekommen sind. Sie waren ziemlich groß, mattweiß, ohne allen Glanz, und die Pupille darin so sehr schwachblau oder grau, daß sie von dem vielen Weiß umher schwer unterschieden werden konnte. Die Augenbrauen und die Wimpern fehlten ihm entweder ganz, oder sie stimmten so vollständig mit der zweifelhaften Fleischfarbe des Gesichts überein, daß sie nicht erkennbar hervortraten. Die Nase war klein und tief eingedrückt, der Mund dagegen ungewöhnlich breit mit schmalen, schlechtschließenden Lippen, so daß man fast immer seine gelblichen Zähne sah. Wir Alle mieden ihn und hatten sogar eine gewisse unerklärliche Scheu vor ihm. Auch nahm er an unseren Scherzen,

Spielen und Neckereien in den Zwischenstunden niemals Antheil; er saß auch in dieser Zeit entweder in Gedanken versunken auf seinem Platze oder las in einem der alten vergilbten Bücher, die er gewöhnlich mitbrachte, aber von niemand ansehen ließ. Die Scheu vor ihm steigerte der Umstand, daß er einer Familie in der Stadt angehörte, die in dem ältesten, kleinsten und schlechtesten Hause, dicht an der dort noch stehenden Stadtmauer, zum Theil auf derselben, wohnte, welches sie von Niemand betreten ließ und in dem sie scheu und versteckt eulenartig hauste. Klopfte Jemand an die stets verschlossene Thür, so öffnete sich nach einiger Zeit ein Schieber in derselben, und es zeigte sich entweder das Gesicht einer Frau mit einer Eulenschnabelnase und einzelnen borstigen Haaren auf den schmalen Lippen, oder der Kopf eines Mannes, welcher die frappanteste Aehnlichkeit mit einem Froschkopfe hatte. Erst nach vielem Fragen erfuhr ich, daß jene Frau, die Mutter unseres wunderlichen Mitschülers, in der Dämmerung auf geschehene Einladung in die Wohnungen ging, um da aus schmuzigen Karten die Zukunft zu prophezeihen; der Mann aber als Kammerjäger ärmlich sich nährte, im Herbst aber auch Hamster ausgrub, um sich der Getreidevor-

räthe zu bemächtigen, welche die vorsorglichen, fleißigen Thiere für den Winter eingesammelt hatten. Nebenbei trieb er einen kleinen Handel mit alten Büchern, und zwar ausschließlich mit Büchern über Goldmacherei, Schatzgräberei, Wahrsagerei und Geisterseherei, die er in Auctionen u. s. w. so billig als möglich kaufte, um sie später an wahrscheinlich ihm schon bekannte Liebhaber solcher Curiositäten mit kleinem Gewinn wieder abzusetzen.

Wie es unter den Vögeln und anderen Thieren gewisse Arten giebt, die am Tage sich verbergen und schlafen, um mit der eintretenden Dunkelheit ihre eigentliche Thätigkeit zu beginnen, so führen auch manche Menschen ein solches Dämmerungsleben, und sie haben meist auch das mit den Nachtvögeln gemein, daß sie geflohen oder verhöhnt und verfolgt werden, wenn sie sich einmal im Tageslichte zeigen. Solcher Art waren die Eltern jenes Schulgenossen, und er selbst gehörte einigermaßen auch bereits dazu.

Eines Tages brachte er die ganze Schule in große Aufregung. Es war im vierten Jahre meines Aufenthaltes im Gymnasium, im Hochsommer, und zwar in der ersten heißen Nachmittagslehrstunde, welche der graue Rector in der einförmigsten und langweiligsten Art hielt. In der Klasse

herrschte eine ungewöhnliche Ruhe und Stille, nicht etwa in Folge unserer gespannten Aufmerksamkeit, sondern vielmehr wegen der allgemeinen Abspannung und der drückenden Langenweile. Jener unheimliche Schulgenosse, Anselm Walter geheißen, saß mir schräg gegenüber an dem Ende einer Bank, und ich hatte seine stieren Augen und sein ängstlich unruhiges Wesen bereits eine Zeit lang beobachtet, als er langsam und allmälig, wie widerstrebend, aufstand, als würde er von unsichtbaren Händen emporgezogen, gegen die er sich zu sträuben versuche. Eben so langsam und wie einem Zwang folgend, leisen Schrittes, todtenbleich, die großen weißen Augen weit aufgerissen, ging er, von unseren verwunderten Blicken aufmerksam gefolgt, durch das ganze lange Classenzimmer nach der Thür zu. An dieser zögerte er einen Augenblick, und er schien stehen bleiben zu wollen, plötzlich aber faßte seine rechte Hand, wie durch eine unwiderstehliche Gewalt geführt, den Drücker des Schlosses. So öffnete er die Thür, dann schritt er hinaus, die Thür schloß sich hinter ihm, und wir sahen ihn an diesem Tage nicht wieder.

Nach Beendigung des Nachmittagsunterrichts war er in der Wohnung des grauen Rectors erschienen, und hatte diesem in geheimnißvoller

Weise anvertraut, was ihm begegnet sei. Es klang abenteuerlich genug. Ein Mann in einer Mönchskutte, mit ganz kahlem Scheitel, und langem weißen Bart, hatte er erzählt, habe in der ersten Unterrichtsstunde plötzlich vor ihm gestanden und gewinkt, ihm zu folgen, anfangs freundlich, dann ernster und ernster, endlich gebieterisch und drohend. Weil er sich vor der Gestalt sehr gefürchtet, habe er sich lange nicht gerührt, den Mann nur angestarrt, aber ihm zu folgen nicht gewagt. Erst als die Gestalt näher und näher an ihn herangetreten, ihm dann gar die knochendürre Hand auf die Achsel gelegt, und in Folge davon eisige Kälte ihm durch die Glieder gebebt, sei er aufgestanden und, aber noch immer widerstrebend, dem langsam voranschreitenden Mönche gefolgt. Draußen, vor der Thür, habe ihn derselbe bis an das äußerste und dunkelste Ende des Kreuzganges, an die Stelle geführt, wo eine große Steinplatte am Fußboden liege. Diese Platte habe sich, als sie vor ihr angekommen, langsam, geräuschlos, von selbst emporgehoben, so daß der darunter befindliche Zugang zu mehreren in die Tiefe hinunterführenden Stufen undeutlich sichtbar geworden. Dahinein sei die Gestalt geschritten, und da er in seiner großen Angst gezögert, ihr weiter zu folgen, habe

sie seine Hand gefaßt und mit Gewalt ihm nach und hinunter gezogen. In völligem Dunkel wären sie dann, ziemlich lange wieder auf ebenem Boden, weiter gegangen, er immer an der Hand festgehalten. Endlich habe ihn die Gestalt an einer Stelle losgelassen, auf die von oben herab ein schwacher Lichtschimmer gefallen. Da habe ihn die Gestalt auf eine große eiserne Truhe aufmerksam gemacht, die, nach einer leichten Berührung an einer Stelle, sich aufgethan und ihren Inhalt enthüllt, nämlich sehr vieles goldenes und silbernes Geschirr, nebst Perlen und Edelsteinen, welche in dem Halbdunkel wie Sterne in der Nacht blendend und funkelnd geleuchtet. Darauf habe die Mönchsgestalt mit hohler, dumpfer Stimme zu ihm gesagt, dieser große Schatz sei in bösen Zeiten hier, genau unter dem Altar oben in der Klosterkirche, versteckt worden, müsse aber nun endlich von hier entfernt und nach Rom gebracht werden, wo er zu besonderen Zwecken bestimmt sei. An welche Person der Schatz in Rom zu senden sei, nebst anderen Angaben sei auf dem Papier zu lesen, das dem jetzigen Vorsteher des Hauses übergeben werden müsse, welcher der Weisung genau nachzukommen habe, wenn ihm sein Leben lieb sei. Dabei habe die Gestalt, hatte der Erzähler weiter

berichtet, ein Papier, unter der Kutte hervor, von der Brust genommen und ihm mit den drohenden Worten übergeben, er werde ihm so lange wiedererscheinen, bis der Auftrag ausgerichtet sei. Zur Bürgschaft dafür, daß er gehorsam sein wolle, möge er die rechte Hand darreichen. Als er zögernd die ihm hingehaltene Hand des Mönchs berührt, sei es ihm vor den Augen plötzlich dunkel geworden, er habe das Bewußtsein verloren, und wisse nichts mehr, als daß er fröstelnd oben im Kreuzgang auf der großen Steinplatte wieder zu sich gekommen sei, die sich früher von selbst vor der Mönchsgestalt aufgehoben habe. Diese Gestalt sei verschwunden gewesen, er selbst aber habe das Papier, das er unten zur Abgabe an den Herrn Rector empfangen, in der Hand gehalten.

Dieses Papier überreichte Anselm Valter dem grauen Rector, der sich während der Erzählung in eine ganz ungewöhnlich dicke Tabaksrauchwolke gehüllt hatte. Es war in der That sehr alt, vergilbt und mit unleserlicher oder doch unverständlicher Mönchsschrift und cabbalistischen Zeichen bedeckt. Der Rector, der auch nicht im Mindesten Sinn für Romantik hatte, wies den gläubigen jungen Geisterseher mit einer harten Strafpredigt barsch ab, schwieg aber über den Vor-

gang wahrscheinlich nicht, denn das Gerücht von jener Erscheinung verbreitete sich mit allerlei Zusätzen sehr bald in der ganzen Stadt und selbst in einer ziemlich weiten Entfernung. Anselm Walter selbst zeigte sich von diesem Tage an nicht mehr in der Schule, weil er sich dem Erscheinen und der Rache des vielleicht erzürnten Mönchs nicht noch einmal aussetzen wollte, wie es hieß, wahrscheinlich aber, weil er eine genaue Untersuchung der ganzen abenteuerlichen Sache fürchtete, denn jedenfalls hatte er selbst auf einem Papierblatte, das er aus einem seiner alten Bücher geschnitten, jene Mönchsschrift nach irgend einer Vorlage nachgemalt, so wie seine Erzählung, die ja seiner Lieblingsliteratur genau entsprach, entweder ganz erfunden oder geträumt, nachdem er in dem kühlen Kreuzgange des Hauses eingeschlafen. Genug, er verließ um diese Zeit die Schule, trat als Theilnehmer in das Geschäft seines Vaters und übernahm vorzugsweise die Führung des antiquarischen Bücherhandels. Er besuchte mit seinem kleinen Vorrathe alter Schriften der schon bezeichneten Art die Jahrmärkte und Messen in den benachbarten Städten, um Bücher seines Fachs zu kaufen und zu verkaufen. Auch war er so rührig, daß er bald mit mehreren Liebhabern solcher wunderlichen

Literatur in Verbindung und Tauschverkehr stand. Er handelte mit dem größten Eifer, und witterte gleichsam durch eine eigenthümliche Art von Instinct seine Lieblinge selbst an Orten, wo sie gewiß Niemand gesucht hätte. Sie hatten freilich einen so außerordentlichen und unwiderstehlichen Reiz für ihn, daß er sicherlich kein Mittel scheute, um in den Besitz eines für ihn besonders begehrenswerthen alten Buches zu gelangen, wenn es durch Kauf oder Tausch für ihn nicht zu erwerben war. Er glaubte fest und zuversichtlich an den Inhalt, an Goldmacherei, Zauberei u. s. w., weshalb er eigentlich immer nur ungern und mit Widerwillen etwas von seinen Schätzen wieder verkaufte.

Außer dem seltsamen Valter'schen Ehepaar und diesem Sohne desselben zählte die alte Stadt, ein ehemaliger Bischofssitz, unter ihren Einwohnern noch manche Andere, die sich durch Originalität, ungewöhnliche Schicksale, wie die Familie, in welcher ich wohnte, durch eigenthümliche Lebensweise oder Gewohnheiten hervorthaten, und zwar namentlich in den sogenannten höheren Ständen. Es wohnten nämlich in der Stadt verhältnißmäßig viel Familien von sehr altem Adel, die aber außer ihrem Reichthum von Ahnen wenig

oder nichts besaßen. Am auffälligsten war mir ein alter Freiherr von kleiner, zierlicher Figur, der noch immer stets in Schuhen und Strümpfen, in Frack und kurzen Kniehosen, mit einem langen Stock mit goldenem Knopfe in der Stadt umherging. Jeden Tag, zwischen zwölf und ein Uhr, wenn das Wetter nur irgend erträglich war, machte er an der Seite seiner hochbejahrten, gleich ihm altväterisch gekleideten Frau Gemahlin seinen regelmäßigen Spaziergang, und dem Paare folgte dabei stets, in gebührender Entfernung, ein sehr alter Diener in abgetragener Livree, der einen alten fetten Mops an einem seidenen Schnürchen führte. Alle Vier, auch der Mops, wandelten sehr stolz einher und sahen mit gnädiger Herablassung auf die Vorübergehenden. Von einem großen Vermögen war dem Freiherrn nichts geblieben, als eine kleine Rente aus einer Familienstiftung und das stattlichste Haus in der Stadt, das seit Jahrhunderten im Besitze seiner Familie gewesen und von einem seiner Vorfahren erbaut worden war. Er bewohnte dasselbe allein mit seiner Gemahlin, einer alten Magd und dem alten Diener, denn der alte, adelsstolze Herr hielt es, trotz seiner Armuth, unter seiner Würde, einen Theil der großen, schönen Räume des Hauses zu vermiethen.

Die meisten derselben blieben deshalb unbenutzt und leer, und enthielten nur das zum Theil uralte, ehemals glänzende Familienmobiliar nebst den zahlreichen Ahnenbildern.

Das Haupt einer andern altadeligen, aber ebenfalls verarmten Familie war ein kleiner verwachsener Mann, der nur durch Spiel, und zwar auf den Jahrmärkten in den umliegenden kleinen Städten, ja selbst in Dorfschenken und an anderen Orten den Unterhalt für seine Familie zu erwerben suchte oder zu erwerben verstand, nachdem er durch das Spiel sein eigenes Vermögen, wie das nicht unansehnliche Erbe seiner Frau verloren hatte. Seine Familie bestand aus einer feingebildeten Frau, die früher Hofdame bei einer kleinen Fürstin gewesen war und von derselben noch immer einen kleinen Gnadengehalt bezog, und aus drei blühenden Töchtern von gleich junonischer Gestalt und ungewöhnlicher Schönheit. Die Frau hatte sich nach langen Kämpfen und vielen Thränen mit philosophischem Gleichmuthe in ihr trauriges Geschick ergeben, und die Töchter ertrugen dasselbe mit Hülfe ihres heitern, leichten Sinnes, den ihnen die gütige Natur wie zur Entschädigung ertheilt hatte. Bald befand sich die Familie — und das war die Regel — in der

bittersten Noth, bald — dies freilich selten — in einem gewissen Ueberflusse, je nachdem dem Vater das Spielglück günstig oder ungünstig gewesen war.

Ella, die jüngste dieser drei Mädchen, hatte ich aufwachsen und zur Schönheit erblühen sehen, weil sie als Freundin der Schwester Dulcamara's häufig bei uns war. Wir hatten oft und viel mit einander gescherzt und gelacht. Sie war über ein Jahr jünger, als ich, und stand in der Zeit, in welcher ich sie dem Leser vorführe, in ihrem sechszehnten Jahre, war aber fast vollkommen ausgebildet, mit reizender Fülle, mit glänzend schwarzen Locken und großen blitzenden blauen Augen, mit etwas sinnlich schwellenden Lippen, die sich bisweilen an dem äußern Ende etwas schalkhaft, aber in unbeschreiblichem Liebreiz ein wenig emporzogen. Ihre Zähne waren weiß und regelmäßig, vielleicht nur ein wenig zu groß. In ihre meist lachenden, aber oft auch träumerischen und sinnenden Augen hatte ich schon seit Langem häufig mit halbbewußter Bewunderung geblickt, wie ich denn schöne Augen auch später jeder Zeit für den höchsten aller weiblichen Reize gehalten habe, und schöne Augen deshalb immer einen unwiderstehlichen Zauber auf mich ausübten.

Ich will denn auch gleich hier gestehen, daß

ich mich stets zuerst in die Augen eines Mädchens verliebte, weil die Augen dasjenige Weiblich-Schöne sind, das zum Denken und Rathen auffordert, während alle anderen Körperreize nur die Sinnlichkeit anregen.

Das Auge ist ein See von unergründlicher Tiefe, und übt wie jeder andere See auf den Hineinschauenden eine geheimnißvolle Anziehungskraft aus. Diese Anziehungsmacht klaren, tiefen Wassers schreiben Sagen und Mährchen den Nixen, Feen und lieblichen Wasserfräuleins zu, die darin wohnen sollen. Ein nur mir bekanntes Mährchen erzählt zur Begründung dieses Glaubens:

Als allen Nixen, Feen, Meermädchen und Wasserfräuleins in den Meeren, Seen, Flüssen und Quellen ein Wohnort angewiesen worden, waren die kleinsten, zierlichsten, aber zaubermächtigsten unter ihnen übrig geblieben, und sie baten deshalb in ängstlicher Besorgniß ihre Königin, ihnen doch auch eine Heimath zu geben.

„O," antwortete die Königin den Bittenden gütig, „Ihr seid nicht vergessen. Euch gebe ich den tiefsten See, der zwar klein ist, in dem sich aber der ganze Himmel spiegelt, der auch die gefährlichsten Klippen und Untiefen, ja sogar Ungethüme birgt, die grauenhafter und furchtbarer

sind als alle Meerungeheuer, der bald lieblicher erscheint als ein anderer ruhiger, mondbeglänzter oder sonnenbeleuchteter See, bald aber auch von den schlimmsten und wildesten Stürmen heimgesucht wird. Der See, den ich meine, ist das Auge des Menschen, und die Zaubermacht, die Ihr in demselben und durch dasselbe üben sollt, wird unwiderstehlich sein."

Wenn es einem Leser oder einer der Leserinnen vor einem schönen Auge einmal ergangen ist oder künftig ergeht wie dem Goethe'schen „Fischer", wenn sie hinsinken wollten oder hinsinken möchten, so wissen sie nun wenigstens, daß sie von der Zaubernixe in jenem Auge hingezogen werden.

Ich wußte dies damals auch noch nicht, sonst hätte ich mich vielleicht vorsichtiger gehütet, in Ella's schöne Augen zu sehen, namentlich in der „Tanzstunde," in welcher wir einander wieder begegneten, und in der die freundschaftliche Zuneigung, welche ich immer für das schöne Mädchen empfunden hatte, sehr bald zur ersten Leidenschaft sich steigerte.

Tanzstunde! Lebt Jemand, der in späteren Jahren nicht mit sehnsüchtiger Erinnerung an jene Zeit seiner Jugend zurückdenkt, in welcher schon

die Berührung der Hand eines geliebten Mädchens hoch erfreute, ein leichter Druck von dieser Hand beglückte, ein freundlicher Blick des Auges in Entzücken versetzte, und ach! ein Kuß, ein halb geraubter, halb geduldeter Kuß beseligte? Kann Jemand die liebliche Tanzstundenzeit vergessen, in welcher er anfänglich kaum wagte, seinen Arm um die zarte Gestalt der Bevorzugten zu legen, und elektrische Funken gleichsam ihm durch alle Glieder zuckten, wenn er ihre Hand auf seinem Arme, auf seiner Schulter fühlte? Wenn er ihr in die glücklichen Augen schaute und ihr Herz an dem seinigen klopfen fühlte? Wer alles dies nicht voll und ganz empfunden hat, kennt den Frühlingsreiz der Liebe nicht, weiß überhaupt nichts von dem ächten und rechten Zauber der Liebe, selbst wenn später sein Herz von der gewaltigsten und stürmischsten Leidenschaft erschüttert worden sein sollte.

Ella erlaubte mir bald — da es so Sitte war — nach der Tanzstunde sie nach Hause zu begleiten, und während es mich anfangs schon über Alles beglückte, nur neben ihr gehen zu dürfen, wagte ich später, ihr meinen Arm anzubieten, den sie auch, das erste Mal mit einigem Sträuben, annahm, und bei dem Abschiede an ihrer

Thür fehlte mir nie ein freundlicher Druck von ihrer Hand, der dann lange, lange in mir nachzitterte.

Eines Abends bei solchem Nachhausegehen kam es uns Beiden vor, als schleiche Jemand hinter uns her, und Ella hing sich in ihrer Aengstlichkeit fester als sonst an meinen Arm. Sie fürchte sich, sagte sie, weil sie schon mehrmals in solcher Weise Abends erschreckt worden sei, auch beruhigte sie sich einigermaßen erst dann wieder, als wir durch wiederholtes und aufmerksames Zurückblicken uns überzeugt zu haben glaubten, daß wir uns getäuscht und daß Niemand uns folge. Bei dem Abschiednehmen vor der Wohnung Ella's aber, als sie mir eben die Hand reichte, tauchte aus dem Dunkel dicht neben mir eine Gestalt auf, und eine Stimme sagte leise und höhnend: „Ja, ja, gute Nacht!" Ella entzog mir rasch die Hand und eilte erschreckt in das Haus. Ich dagegen drehte mich nach dem Sprechenden um und erkannte, nicht zu meiner Freude, den ehemaligen Schulgenossen Anselm Balter.

So aufgebracht ich über die Störung und den Störer war, fühlte ich doch durchaus keine Neigung, mich in ein Gespräch, noch weniger in einen Wortwechsel mit dem Menschen einzulassen, ich

ging vielmehr ohne Aufenthalt weiter. Er schritt indeß neben mir her, anfangs schweigend, dann begann er:

„So? Die schöne Ella gefällt Dir? Mir auch. Alle jungen Mädchen und alle alten Bücher gefallen mir. Die Bücher kann ich für mich gewinnen, aber keines der Mädchen. Keine will von mir etwas wissen, weil meine Häßlichkeit sie abschreckt. Aber nur Geduld! Aus meinen Büchern weiß ich, daß es Mittel giebt, durch welche ich die Häßlichkeit beseitigen und die Mädchen zwingen kann, mich auch für liebenswerth zu halten. So häßlich ich jetzt noch bin, habe ich doch in dem häßlichen Körper ein Herz mit denselben Wünschen wie ein anderes. Die Natur gab meinem — verfluchten Leibe die brennendsten Triebe, die befriedigt sein wollen und befriedigt werden — sollen. Warum versündigte sich die Natur an mir dadurch, daß sie mir diese Befriedigung schwerer machte als Anderen? Warum pflanzte sie mir die Sehnsucht ein, geliebt zu werden, und bildete mich so, wie ich bin, daß mein Anblick schon Abscheu und Widerwillen erregt? Ach, ich bin ein unglücklicher, ein elender Mensch! Aber ich will nicht elend sein und bleiben! Ich will auch so glücklich werden, wie die Anderen,

und ich erzwinge es, habe ich nur erst das Buch, in welchem das Mittel dazu angegeben ist!"

Er sprach diese Worte im grimmigsten Unwillen, und ich wußte nicht, ob ich lachen oder mich entsetzen sollte; jedenfalls hatte ich keine Lust, nach einer näheren Erklärung zu fragen, und bald auch keine Gelegenheit dazu, denn der Unheimliche bog ohne Abschied in eine enge Seitengasse ein, in welcher er verschwand.

Gegen Ella sprach ich von dem Auftritte nicht, und bald vergaß ich ihn ganz, denn durch Ella wurde ich in der nächsten Zeit in den zahlreichen Kreis ihrer Freundinnen eingeführt. Diese Mädchen waren fast sämmtlich von Adel, standen mit ihr in fast gleichem Alter, und es herrschte unter ihnen ein scheinbar etwas leichtfertiger und frivoler Ton. In der Stadt überhaupt, namentlich aber in manchen Kreisen derselben, wurden die Pfänderspiele von allen jungen, gelegentlich selbst von älteren Leuten so leidenschaftlich betrieben wie später das Tischrücken. Auch jene jungen Mädchen schienen kein größeres Vergnügen zu kennen außer dem Tanze, als das Pfänderspiel. Da nun die Auslösung des Pfandes und bei dieser das Küssen jedenfalls die Hauptsache ist, Küsse aber von Personen gleichen Geschlechts keinen

besonders angenehmen Geschmack haben, so mußte für Abhülfe dieses Uebelstandes gesorgt werden. Weil indeß die gute Stadt damals fast gar keine gebildeten jungen Männer besaß, welche diese Abhülfe hätten leisten können, als die Schüler der ersten Classe des Gymnasiums, so fiel diesen ausschließlich das Glück zu, in jenem Kreise sehr gesucht zu sein. Die Mädchen kamen wöchentlich ein-, auch wohl zweimal abwechselnd in der Wohnung einer derselben zusammen, und wir Alle freuten uns immer schon im voraus auf den nächsten dieser Spiel- und Tanztage. O, es war eine glückselige Zeit! Ob wir von unseren Studien durch diesen Verkehr mehr, als wohl gut war, abgezogen wurden, weiß ich nicht, es würde aber fast ein Wunder sein, wenn es der Fall nicht gewesen sein sollte, obgleich wir, die wir dabei betheiligt waren, den Mitschülern an Kenntnissen nichts weniger als nachstanden. Kaum aber kann ich jetzt es mir erklären, daß die Väter und Mütter jener Mädchen diesem fortwährenden Tändeln, Liebeln und Küssen so ruhig zusahen, als verstehe sich alles das von selbst und könne den Töchtern durchaus keinen Nachtheil bringen. Es geschah freilich in jener Stadt damals überhaupt Mancherlei, das mir jetzt geradezu unbegreiflich

vorkommt. So gehörte zum Beispiel zu dem erwähnten Mädchenkreise eine junge, fast erblühte Schöne, welche von ihren Verwandten in eine Familie der Stadt gebracht worden war, obgleich ihr Vater in derselben Stadt wegen eines Giftmordes an seiner Frau in dem Criminalgefängnisse sich befand und meistens wöchentlich einmal, auch öfterer, aus diesem Gefängnisse zum Verhör durch mehrere Straßen geführt wurde, was jedesmal einen Zusammenlauf vieler Menschen veranlaßte. Die Tochter des Angeklagten freilich, Sophie von Bahren, schien von alledem nicht im Entferntesten berührt zu werden, sie war im Gegentheil bei unseren Pfänderspielen stets die eifrigste, namentlich im Küssen. Von ihr habe ich küssen gelernt, und der völlig zwanglose Umgang mit diesen Mädchen ist auf die Entwickelung meines Charakters, namentlich auf mein späteres Verhalten gegen Frauen, nicht ohne großen Einfluß geblieben.

Eine leicht mögliche nachtheiligere Einwirkung wurde dadurch verhütet oder doch gemildert, daß unsere leicht erregbare Jugendschwärmerei in derselben Zeit eine andere und ernstere Richtung erhielt. Ein Student, welcher der Burschenschaft angehörte und als Werber für die Verbindung

mehrere Gymnasien besuchte, veranlaßte uns, eine Verbindung zu stiften, gleichsam eine Vorschule für die Burschenschaft, entwarf die Statuten und sorgte für die nöthigen Bundesbänder und sonstigen Abzeichen, die natürlich nicht fehlen durften. Da er die Gabe in hohem Grade besaß, durch seine Reden unsere jugendlichen Herzen für „Sittlichkeit und Vaterland" in flammende Begeisterung zu versetzen, so erreichte er nicht nur bei uns, sondern überall, wohin ihn die gleiche Absicht führte, seinen Zweck leicht und bald vollständig. Er wußte es sogar dahin zu bringen, daß diese kindlichen und kindischen Schulverbindungen in gegenseitigen lebhaften Verkehr mit einander traten und selbst „Abgeordnete" zu manchen Zeiten an bestimmte Orte sandten „zur gemeinsamen Berathung".

Wenn nun auch diese Verbindung sicherlich keine besonders heilsame Einwirkung auf uns ausgeübt hat, außer etwa, daß sie die Gedanken einigermaßen von jenen liebenswürdigen Mädchen abwendete, so schloß sie doch die Begabtesten und Strebsamsten unter uns zu engerer Freundschaft an einander, und da jede innige Jugendfreundschaft fast gleichen Reiz und Zauber besitzt wie Jugendliebe, da ferner Jünglinge mit warmem Herzen nicht blos ein wirkliches Bedürfniß haben, sich

irgendwie und irgendwo anzuschließen, sondern in der That einen Genuß, einen Genuß edler Art in einer solchen Vereinigung finden und durch dieselbe zum Aufschwung zu Höherem angetrieben werden, so denke ich mit großer Befriedigung an die Zeit zurück, in welcher jene „Jugendthorheit" mich und die Freunde sehr angelegentlich beschäftigte. Wir fanden uns häufig zusammen und machten, namentlich im Sommer, an schulfreien Nachmittagen, gemeinschaftliche Wanderungen nach irgend einem der nahe gelegenen Dörfer, nahmen da den Garten des Wirthshauses oder ein Zimmer in Beschlag, tranken und sangen, schmückten uns mit den sonst verpönten schwarz-blau-goldenen Bändern, begeisterten einander gegenseitig durch sehr phrasenreiche und überschwengliche, aber herzlich gut und ehrlich gemeinte Reden über die Zwecke der Verbindung, und faßten unter schwärmerischen Schwüren die besten Vorsätze für das Leben, die ich freilich meist schon am Abend desselben Tages in jenem Mädchenkreise vollständig wieder vergaß. Ich fühle in dem Augenblick, da ich dieses schreibe, wie ein Echo aus der Ferne den tiefen Eindruck nochmals in mir wach werden und nachklingen, der mir damals z. B. bei dem Singen des alten Liedes: „Wir hatten gebauet ꝛc."

jedesmal erschütternd durch das innerste Mark ging, wenn ich auch lachen muß, lese ich jetzt die Zeilen, die sonst von so gewaltiger Wirkung waren:

Sie suchten und lugten,
Und witterten Verrath,
Doch, was sie drinnen suchten,
Sie fanden edle That.

Die Verbindung hatte übrigens jedenfalls wenigstens den Vortheil für uns, daß wir in Reden und Sprechübungen die geistige eigene Begabung, wie die der Anderen besser kennen lernten, als dies leider in der Schule möglich war. Ich meinestheils hatte längst schon dichterische Versuche gemacht, und nun gestanden mir zwei Freunde im Vertrauen dasselbe Vergehen. Die Folge davon war, daß wir von da an einander gegenseitig unsere poetischen Erzeugnisse neidlos mittheilten, und dieselben unparteiisch — so gut wie wir es verstanden — beurtheilten. Dabei übten wir uns im Gebrauch der lieben Muttersprache, ja, wir gewannen wohl gar allmälig eine Art von Gewandtheit in ihrem Gebrauch, die wir uns im Gymnasium selbst nicht erwerben konnten, weil dieses in pedantischem Stolze die deutsche Sprache von dem Lehrplan ziemlich vollständig ausschloß.

Zu der ersten „allgemeinen Berathung" der „Bundesangelegenheiten" wurde ich mit zwei Freunden nach einer ziemlich entlegenen Stadt gesandt. Die dortigen „Brüder" nahmen uns selbstverständlich sehr freundlich auf, und am nächsten Abend nach unserer und der übrigen „Abgeordneten" Ankunft fand eine Sitzung in einem großen Zimmer eines Gasthauses, natürlich bei geschlossenen Thüren, statt. Wie belächelnswerth erscheint mir jetzt der feierliche Ernst, mit dem alles dies betrieben und vorbereitet wurde, wie seltsam die Wichtigkeit, mit der wir unsere kleinen Angelegenheiten behandelten, als hänge das Wohl des Vaterlandes davon ab, das wir durch unsere Reden und Beschlüsse beglücken zu können wähnten! Das Zimmer, in welchem die Sitzung gehalten wurde, war über und über mit schwarzem Stoff ausgeschlagen, und an der einen Wand, den Stühlen gegenüber, auf denen die Abgeordneten Platz nehmen sollten, stand eine kleine Rednerbühne. Auch sie war nicht nur schwarz behangen, es lag auf ihr überdies, um den Eindruck des Ganzen noch zu erhöhen, ein Todtenkopf zwischen vier brennenden Wachskerzen. Begeisterte und begeisternde Reden wurden gehalten bis spät nach Mitternacht, aber es sah doch in der That

— ich kann es nicht anders ausdrücken — komisch aus, wenn irgend einer der jugendlichen Redner mit blitzenden Augen und von Begeisterung und Eifer gerötheten Wangen dicht hinter dem grinsenden Todtenkopfe stand, und wohl auch gelegentlich, im Feuer der Rede, seine Hand betheuernd auf denselben legte. Die Sache hatte sicherlich für uns zumeist darum einen so großen Reiz, weil sie geheim und geheimnißvoll betrieben wurde.

Zweites Kapitel.

Ich nahm von diesen Verhandlungen nicht nur einen sehr anregenden und erhebenden Eindruck mit hinweg, die Rückreise sollte mir überdies Gelegenheit und Veranlassung geben, eine „Dorfgeschichte" zu erleben, die im Beginn etwas sehr Reizendes für mich hatte. Ich benutzte nämlich diese Rückreise, um einen befreundeten Mitschüler zu besuchen, der im Hause eines sehr reichen Altenburger Bauern als Lehrer des einzigen Sohnes desselben lebte. Dieser Bauer, Michel Gerber mit Namen, war ein Mann eigener Art und Besitzer eines ererbten, so wie durch Heirath und Kauf vergrößerten Gutes, das sich mit manchem Rittergute messen konnte. Seine zahlreichen Knechte, Mägde und Arbeitsleute behandelte er im Ganzen mit tyrannischer Strenge, bisweilen aber doch auch, wenn er mit ihren Leistungen besonders zu-

frieden war, mit einer gewissen herablassenden Milde, wie etwa ein Patriarch in der Bibel seine Sclaven behandelt haben mag, und Michel Gerber glaubte in der That so hoch über seinen Untergebenen zu stehen, wie ein Herr über seinen Leibeigenen. Dies ging so weit, daß er sich sehr selten herbeiließ, persönlich mit einem der Knechte zu sprechen — mit den Mägden sprach er niemals selbst. — Er ertheilte vielmehr seine Befehle und seinen Tadel dem ersten der Knechte, der sie an die Betreffenden weiter zu befördern hatte.

Sein Stolz waren seine großen, starken, feisten Pferde, „auf denen kein Tropfen Wasser stehen blieb," seine wohlgenährten Rinder, die alle genau von einer und derselben Farbe, nämlich schwarz mit einem weißen „Stern" auf der breiten Stirn, und stets frei selbst von dem kleinsten Schmutzfleck sein mußten, dann seine Heerde hochfeiner Merinoschafe und sein Geflügelhof, in dem es von Hühnern, Gänsen, Enten und Tauben der verschiedensten, zum Theil seltensten und theuersten Arten wimmelte.

Wenn der breitschulterige stattliche Mann in der Thür seines Hauses stand, die schwer mit Silber beschlagene Meerschaumpfeife im Munde,

den runden, hinten leicht aufgekrempten kleinen Hut auf dem Kopfe, in der kurzen Jacke vom feinsten grünen Tuche, in den weitbauschigen kurzen Hosen von dünnem Leder und in den langen engen Stiefeln, die Daumen beider Hände auf der Brust unter die gekreuzten, glanzledernen Hosenträger gesteckt, und so wohlgefällig seinen weiten, reinlichen, wimmelnden Hof überschaute, sah er allerdings wie ein Bauernfürst aus.

Den Hof umgaben auf drei Seiten die verschiedenen, zum Theil neu aufgeführten, sämmtlich wohl unterhaltenen Wirthschaftsgebäude, während die vierte Seite das stattliche Wohnhaus mit dem großen Einfahrtsthore einnahm, und in der Mitte ein Taubenhaus in der Form eines riesigen Pilzes stand. Im Erdgeschoß des Wohnhauses befanden sich die Milch- und Vorrathskammern, die große Küche mit blitzend blank gescheuertem Zinn-, Kupfer- und Messinggeschirr, des Herrn „geheimes Cabinet", in dem er namentlich sein Mittagsschläfchen zu halten pflegte, und das Niemand betreten durfte, endlich die große allgemeine Wohn- und Eßstube, denn so stolz Michel war, hielt er doch fest und streng an dem Herkommen, welches verlangte, daß „der Herr" mit seinem „Gesinde" die Mittags- und Abendmahlzeiten gemeinschaft-

lich einnahm. Freilich stand der kleine Familientisch oben quer vor der langen Gesindetafel, und war mit einem feinen, immer blendend weißen Tuche geschmückt, während die Tafel ein grobes bedeckte. Auch kamen auf den Tisch meist andere Speisen als auf die Tafel, welche letztere indeß stets reichlich, ja verhältnißmäßig reich besetzt wurde. Die „Leute" mußten jedesmal, ehe sie sich zum Essen setzten, an der Tafel stehend ein stilles Gebet verrichten, und das that der Herr mit seiner Familie gleichzeitig ebenfalls. Lautes Gespräch oder gar Späße während des Essens duldete er nicht, und wenn es einmal einigermaßen laut an der Tafel wurde, brauchte er nur leicht mit dem Messer auf seinen Teller zu klopfen, um sofort eine wahrhaft andächtige Stille herbeizuführen.

Dies Alles geschah freilich wohl auch ähnlich oder genau eben so in den anderen großen Bauerhöfen, Michel Gerber hatte aber eine Eigenthümlichkeit, die ihn von allen seinen Standesgenossen unterschied. Er war ein ächter Bauer von altem Schrot und Korn, er wollte auch nichts als ein Bauer sein, und war stolz, daß er es war, aber er wußte doch recht wohl, daß die anderen Stände an Bildung über den Bauern standen, und des-

halb wohl auch bisweilen mit einer gewissen Geringschätzung auf dieselben herabsahen. Das wurmte ihn, wie es sein großer Aerger war, daß er gar Vieles in den Gesetzen, Verordnungen, gerichtlichen Bekanntmachungen, Advocatenschreiben und in den Zeitungen nicht recht verstand. Das verhehlte er sich selbst und auch Anderen nicht, und er nahm sich deshalb vor, Sorge zu tragen, daß es seinen Kindern nicht eben so ergehe, und daß sie mehr, weit mehr lernten, als er gelernt und zu lernen Gelegenheit gehabt hatte.

„Die Leute in der Stadt und die Adeligen auf dem Lande," pflegte er zu sagen, „reden immer davon, daß sie größere Bildung hätten, als wir Bauern, und sie haben auch Recht. Warum sollen aber unsere Kinder nicht die gleiche Bildung erhalten können, als die ihrigen? Weil es Geld kostet, viel Geld? Ich habe Geld, mehr Geld, als mancher „Herr von", und darum sollen meine Kinder dieselbe Erziehung und Bildung erhalten, wie die jungen Herren und Fräuleins, und wenn es mich tausend Thaler und mehr kostete! Ich hab's. Nichts, gar nichts sollen anderer Leute Kinder vor den meinigen vorausḧaben, denn ich kann's bezahlen, und ich bezahl's. Kauf' ich mir ein Paar Pferde, blos weil sie mir

gefallen, für tausend Thaler, verspiel' ich an einem Abend manchmal im „Schafkopf" hundert Thaler, warum sollte ich meiner Martha nicht auch einen Flügel, wie sie's nennen, für lumpige drei- oder vierhundert Thaler kaufen? — Ich halte der Tochter eine Gouvernante und dem Sohn einen Informator. Was können solche Leute kosten? Wenn sie der Herr Gerichtsdirector und der Herr von Moosbach drüben bezahlen können, kann es Michel Gerber erst recht."

Und er that, wie er gesagt. Er schickte seine Kinder nicht in die Dorfschule. Mehrere Jahre lang hielt er seiner Tochter eine Erzieherin, und er fand zum Glück eine solche in einer sehr verständigen, nicht mehr jungen Person, die er glänzend bezahlte, und dem jungen Sohne hatte er seit Kurzem in meinem Freunde Engel einen „Informator" gegeben.

Trotz alledem aber, und obgleich die Tochter im ersten Stock des Hauses ein fast elegant eingerichtetes eigenes Zimmer mit einem kostbaren Flügel darin besaß, hielt Michel Gerber streng darauf, daß die Kinder die gewiß nichts weniger als kleidsame Nationaltracht trugen, und es war ihm wohl zuzutrauen, daß er ein Kind lieber ver-

stoßen, als ihm gestatten würde, die sogenannte „städtische" Kleidung anzulegen.

„Ich bin ein Altenburger Bauer, meine Kinder sollen Bauern bleiben," sagte er, „und darum sich kleiden, wie ich es thue und wie es unsere Vorfahren seit vielen hundert Jahren thaten."

Als ich in den Hof Gerber's trat, erschien eben an der Thür des Wohnhauses ein schlankes Mädchen von mehr zartem als kräftigem Bau in der altenburgischen Tracht. Sie trug eine Haube von schwarzem Taffet, die den Kopf ganz und eng umschloß und vorn mit bis in die Mitte der Stirn reichenden schwarzen Spitzen garnirt war, so daß man nichts von dem Haar sah, nach hinten aber gesteift ziemlich weit abstand und unter dem Kinn mit breiten schwarzseidenen Bändern in einer sehr dicken Schleife festgebunden war. Ihr übriger Anzug bestand in einem geblümten, kurzen, vorn offenen Schößchenjäckchen, mit einem breiten, holzharten, häßlichen Latz auf der Brust, in einem nur bis an die Kniekehlen reichenden Rock, der in Tausende kleiner festgenähter Falten gelegt war und sich den Formen eng anschmiegte, in einer breiten Schürze, in faltenlos glatt gezogenen blendendweißen Strümpfen und in kleinen Schuhen.

Sie mochte etwa siebzehn Jahre alt sein und

hatte ein von den schwarzen Spitzen und Bändern der Haube kokett umrahmtes, blühend frisches rundes Gesicht mit blauen Augen, einem Stumpfnäschen, einem kleinen lächelnden Munde und schelmischem Grübchenkinn. Mit den beiden Armen hielt sie eine sehr große, offenbar schwere Schüssel, die bis an den Rand mit goldfarbigen Gerstenkörnern gefüllt war.

Kaum hatte sie sich so an der Thür gezeigt, die freundlichen Blicke in dem Hofe umherschweifen lassen, die Schüssel auf den linken Arm genommen und die Körner mit der rechten Hand umherzustreuen angefangen, als es sogleich und plötzlich in dem Geflügelvolke wunderbar lebendig wurde. Von allen Seiten des Hofes her und von allen Dächern herab flogen Tauben herbei; Tauben krochen aus allen Löchern ihres Hauses hervor, und die Eifrigsten unter ihnen drängten sich und kletterten über die Zögernden rücksichtslos hinweg; die Gänse und Enten watschelten so eilig als möglich heran, nahmen aber bald, um rascher zur Stelle und an das Ziel zu kommen, die ausgebreiteten Flügel gleich Segeln zu Hülfe; die Hühner, die mit emsigem Fleiße gescharrt und bedächtig nach Nahrung gesucht hatten, stürmten im Wettlaufe heran und drängten und schoben

sich näher und näher an und um die Körnerspenderin. Diese mußte sogar einige der zahmsten und zudringlichsten Tauben abwehren, die sich auf die Schüssel selbst setzen wollten. Als sie lachend und schäkernd den ganzen Inhalt der Schüssel in weitem Kreise um sich her verstreut hatte, blieb sie mitten unter den sie umdrängenden gefiederten Gästen stehen, die emsig die Körner aufsuchten; sie lachte laut und herzlich über die, welche es in gar zu komischer Gier thaten, wie über den großen stolzen Hahn, der mit schmeichlerisch lockendem Tone gelegentlich einer Lieblingshenne ein besonders großes Korn hinlegte, oder sie schalt die aus, welche neidisch andere hinwegzudrängen suchten oder sie gar mit Schnabelhieben vertreiben wollten.

Ich war vor dem freundlichen Bilde stehen geblieben und konnte die freudig überraschten Augen von dem frischen, mehr als schmucken Mädchen gar nicht abwenden. Als endlich ihre Blicke mich trafen und fragend anschauten, trat ich näher heran, begrüßte sie und erkundigte mich, ob der Hauslehrer anwesend und zu sprechen sei. Sie machte einen freundlichen Knix, watete gewissermaßen aus dem um sie hin und her wogenden Geflügelmeer lachend, aber vorsichtig heraus und kam mir entgegen.

„Sie sind gewiß der Herr, den er erwartet," sagte sie. „Er hat oft von Ihnen gesprochen, und wird sich freuen, daß Sie endlich da sind. Kommen Sie! Ich werde Ihnen vorausgehen."

Sie schritt nach diesen freundlichen Worten rasch in das Haus und lief die breite Treppe nach dem ersten Stock hinauf. Oben blieb sie vor einer Thür stehen, an die sie klopfte, während sie sagte, ohne erst auf ein „Herein!" zu warten:

„Herr Engel, ich bringe Ihnen Besuch."

Darauf trat sie einen Schritt von der Thür zurück, wie um mir Platz zum Eintreten zu machen, knixte leicht und sagte sehr freundlich zu mir:

„Kommen Sie aber bald herunter zu uns, denn wir Alle freuen uns über Ihre Ankunft." Dann lief sie trällernd die Treppe wieder hinunter und verschwand, während ich in das Zimmer des Freundes trat.

Bei dem Mittagsessen, zu dem eine weitschallende Glocke die Leute zusammenrief, war das Mädchen, Martha, die Tochter Gerber's, meine sehr heitere Nachbarin. Besonderes Vergnügen schien es ihr zu machen, mir viel und zu häufig wiederholten Malen vorzulegen und mich zum Essen zu nöthigen, während sie, unter dem heitersten

Lachen, darüber spottete, daß „die Herren aus der Stadt" so gar wenig äßen.

„Nehmen Sie sich ein Beispiel an uns in dem Dorfe," sagte sie, obgleich sie selbst von den reichlich vorhandenen Speisen fast nichts berührte; aber sie blinzelte dabei nach ihrem Vater hin, der allerdings im Essen Großes leistete und sich fast ausschließlich mit dieser für ihn, wie es schien, sehr wichtigen Angelegenheit beschäftigte.

Als das Gesinde sich entfernt, der Hausherr aber in sein Cabinet — zum Mittagsschlafe — sich zurückgezogen hatte, schlug Martha vor, daß wir sie in ihr Zimmer hinauf begleiten möchten. Sie befahl, wie eine kleine Gräfin, den Kaffee für uns dahin zu bringen. Wir folgten ihr in das freundliche, mit Blumen geschmückte Zimmer, in dem ich auch eine kleine Büchersammlung bemerkte, die „Stunden der Andacht", das „Conversationslexikon," „Schiller's Werke" u. s. w. Martha machte dann in der anmuthigsten Weise die Wirthin, und sehr bald schlug sie auch den Flügel auf, der so prächtig war, wie ich damals noch kein Instrument der Art gesehen hatte.

„Nun ich Sie hier habe," sagte sie zu mir, „fange ich auch sogleich an, Sie zu plagen, und, nicht wahr, Sie nehmen es nicht übel? Ich weiß

von Herrn Engel, daß Sie gern und gut spielen. Machen Sie uns also die Freude, uns etwas vorzuspielen."

„Nach Ihnen, liebe Martha, mit Vergnügen," antwortete ich.

„Wenn wir einander erst besser kennen, werde ich meines Ungeschicks mich vor Ihnen nicht schämen. Jetzt kann ich nicht spielen."

„Wenn Sie mir freilich eine solche Hoffnung, die Hoffnung auf Ihre nähere Bekanntschaft, machen, kann ich nicht anders, als mich beeilen, Ihrem Wunsche nachzukommen," antwortete ich, während ich mich an das Instrument setzte.

Ich spielte Mancherlei, und Martha, die eben so erfreut als aufmerksam war, schien unersättlich im Zuhören zu sein. Sie brachte immer neue Noten herbei, bat bei jedem Stücke, ihr nur noch dies, dann nur noch jenes vorzuspielen, und sie wußte immer einen neuen Grund für die letzte Bitte anzugeben.

Erst als ich Weber's Variationen über „Dorina bella" spielte, allerdings mit einem Ausdrucke, über den ich mich selbst verwunderte, weil ich ihn nie vorher so gefunden hatte, wurde das Mädchen allmälig still und stiller, und ihr Gesicht überflog abwechselnd leichte Röthe und Blässe. Auch nach-

dem das Musikstück zu Ende war, blieb Martha noch eine kurze Zeit lang wie in Gedanken versunken oder wie träumend sitzen; plötzlich aber stand sie auf und sagte, indem sie das Instrument zu schließen begann:

„Jetzt nichts mehr! Ich könnte nach diesem nichts Anderes hören.“

Sie strich dabei mit einer Hand über Stirn und Augen, als wolle sie ein Traumbild, Gedanken oder Empfindungen verscheuchen, welche die Musik in ihr hervorgerufen. Sie schwieg darauf noch eine Zeit lang, denn es schien ihr schwer zu werden, von der Stimmung sich frei zu machen, in die sie versetzt worden war, wenigstens konnte sie nicht sogleich den heitern Ton wiederfinden, in dem sie früher gesprochen hatte. Mit einer gewissen Anstrengung fragte sie endlich:

„Darf ich Sie in den Garten führen und Ihnen meine Blumen zeigen?“

Freund Engel sah verwundert bald das Mädchen, bald fragend mich an, und er schien es für gerathen zu halten, dem Vorschlage nachzugeben. Er stand auch sogleich auf und schickte sich zum Gehen an. Martha selbst eilte voraus, und in dem Garten, unter den Blumen, fand sie in der That ihre naive Heiterkeit bald und ganz wieder.

Sie war so ganz anders als die Mädchen meiner Bekanntschaft, und übte sowohl wegen dieses Contrastes, als auch, und hauptsächlich, wegen ihres ganzen Wesens einen eigenthümlichen Reiz auf mich aus, so daß ich mich endlich mit Gewalt losreißen mußte, denn ich mußte noch denselben Tag meine Weiterreise antreten. Martha bot vergebens ihre ganze Freundlichkeit auf, um mich zu längerem Bleiben zu bewegen, und als sie sich überzeugen mußte, daß alle ihre Bemühungen wirkungslos blieben, begann sie sogar zu schmollen, was sie in der liebenswürdigsten Weise that, bis ich ihr versprach, meinen Besuch bald zu wiederholen, und ihr die Hand darauf gab, ganz gewiß zu ihrem Erntefest zu kommen. Da endlich stellte sie lachend ihr naiv-komisches Schmollen ein.

Engel versprach mir, mit seinem Zögling mich eine Strecke weit zu begleiten, und Martha hatte dies kaum gehört, so fragte sie, ob sie sich auch anschließen dürfe. Wir äußerten unsere Freude darüber, mein Freund that es aber mit einem bedeutungsvollen Lächeln, das mir allerdings nicht entging, auf das Martha aber nicht achtete, weil sie rasch hinweglief, um sich von ihrem Vater die Erlaubniß zu holen, wie sie sagte. Wir folgten ihr nach in das Haus und die Wohnstube, weil

ich mich da von Michel Gerber verabschieden wollte. Er stopfte sich eben seine Pfeife, und Martha saß dicht neben ihm, hatte einen Arm um seinen Nacken geschlungen und streichelte mit der Hand sein gebräuntes Gesicht. Sie hatte ihm wahrscheinlich ihr Anliegen vorgetragen, denn wir hörten noch, daß sie in schmeichlerisch bittendem Tone zu ihm sagte:

„Nicht wahr, Väterchen, ich darf mitgehen?"

„Warum denn nicht, wenn es der Herr erlaubt?" antwortete er schmunzelnd, und zu mir sagte er, indem er mir dabei die derbe Hand reichte: „Besuchen Sie uns bald wieder. Kommen Sie zum Erntefest. Ein Gast mehr macht bei mir keinen Unterschied."

Ich dankte ihm für seine, wenn auch wunderliche Einladung, und bald darauf traten wir, Engel mit seinem Zögling, Martha und ich, die Wanderung an. Der Erste war indeß kaum eine Viertelstunde weit gegangen, als er umzukehren vorschlug; Martha bezeichnete aber eine Baumgruppe in einiger Entfernung, bis zu welcher sie mit mir gehen wollten. Als auch diese erreicht war und der Freund Abschied von mir zu nehmen begann, fiel dem Mädchen ein, daß es ja „nur ein paar Hundert Schritte weiter" eine kleine Anhöhe

gebe, welche der beste Scheidepunkt sei, denn von da aus könnten sie, die Zurückbleibenden, mir weit nachblicken, und mir sei es auch möglich, sie, wenn ich wolle, auf der Höhe stehen zu sehen. So erfreute ich mich der Begleitung eine ziemlich weite Strecke lang. Als wir jener „Höhe" nahe kamen, bemerkte ich, daß Martha, die bis dahin viel gesprochen und gelacht hatte, allmälig stiller wurde. Es kam mir vor, als liege ihr etwas auf dem Herzen, das sie nicht leicht auf die Zunge bringen könne. Als ich sie deshalb einmal fragend ansah, erröthete sie plötzlich, und sagte dann halblaut zu mir:

„Wollen Sie mir wohl das Musikstück schicken, das Sie zuletzt spielten? Ich... ich möchte es auch spielen lernen."

Ich fand damals nichts Besonderes in der Bitte und versprach bereitwillig, sie zu erfüllen. Zum Abschied endlich reichte mir Martha die wahrhaft aristokratisch feine weiße Hand mit den langen schmalen Fingern, und erwiederte auch meinen Druck derselben mit unbefangener Herzlichkeit. Darauf wanderte ich allein weiter, ich sah mich aber oftmals nach dem kleinen Hügel um, und überzeugte mich dabei, daß Martha da stehen blieb und mir zu wiederholten Malen zu-

winkte, bis mich ein Wäldchen umfing und sie meinen Blicken entzog.

Die Weber'schen Variationen sandte ich zwar schon am Tage nach meiner Heimkehr ab, sonst aber dachte ich nicht gerade viel an Martha. Die schon genannten Mädchen in der Stadt zogen und bannen mich wieder in ihren verlockenden Kreis, und die freie Zeit, die sie mir übrig ließen, gehörte den Freunden, vornehmlich den „Verbindungsbrüdern." So vergingen schnell und fast unbemerkt die eigentlichen Sommermonate, und ich hatte „die Altenburgerin" fast vergessen, denn Ella beschäftigte mein Herz vollständig. Hatte sie mir doch um diese Zeit in mein „Stammbuch" — alle jungen Leute besaßen damals noch ein Stammbuch, wie sie jetzt ein Album mit Photographien haben — die bedeutungsvollen Worte geschrieben:

„Der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme."

Das ist auch der feste Glaube Ihrer Freundin
Ella von Anthau.

Wenn sie jenen Ausspruch vielleicht auch nur von dem Romane Clauren's, der diesen Titel führt, entlehnt, und höchst wahrscheinlich nicht bedacht hatte, daß ich aus diesen verfänglichen Wor-

ten eine directe Liebeserklärung herauslesen könnte, so standen sie doch unverlöschlich auf dem Papier in meinem Besitze und sie schmeichelten mir nicht wenig.

Jedenfalls war es für Ella und — für mich wahrscheinlich auch — ein Glück, daß es ihrer Mutter gelungen, sie als Hoffräulein zu der Herzogin von *** zu bringen, die sich der Familie überhaupt sehr freundlich besorgt annahm, und daß sie sehr bald in diese ihre neue Stellung eintreten mußte. Sie hatte so schnell abzureisen, daß mir nicht einmal Gelegenheit gegeben werden konnte, unter vier Augen von ihr Abschied zu nehmen.

Keine ihrer zurückbleibenden Freundinnen sprach mir so sehr an, daß sie in meinem Herzen an die Stelle der Scheidenden hätte treten können, ja vor Sophie von Bahren empfand ich eine gewisse Scheu, weil ich Grund zu der Annahme zu haben glaubte, sie werde nun mich an sich zu ziehen suchen, nachdem Ella sich entfernt, auf die sie bis dahin einige freundschaftliche Rücksicht genommen hatte, da ihr wohl bekannt war, daß Ella mir, wie ich ihr, besonders zugethan sei.

So kam es, daß ich mich aus jenem Mädchenkreise allmälig zurückzog, zumal ich auch von vielen

Arbeiten in Anspruch genommen war, weil ich zu Michaelis dieses Jahres zur Universität abgehen wollte.

Da erhielt ich gegen das Ende des Augusts einen Brief von dem Hauslehrer bei Michel Gerber. Er habe, meldete mir Engel, den gemessensten Befehl von Martha, mich an mein gegebenes Versprechen wegen des Besuchs am Erntefest zu erinnern, auch mir mitzutheilen, daß sie zunächst eine schriftliche Wiederholung meiner Zusage verlange. Sie frage ihn fast täglich, ob er nicht einen Brief von mir erhalten habe, und sie spreche überhaupt oft, seiner Meinung nach zu oft, von mir. Auch spiele sie häufig, und zwar bereits recht gut und ausdrucksvoll, Dorina bella, offenbar jetzt ihr Lieblingsstück. Ihm selbst, dem Hauslehrer, gegenüber sei das Mädchen seitdem schüchterner und befangener als sonst. Es scheine in ihrem Herzen etwas vorzugehen, und er wünsche aufrichtig, um ihret- wie um meinetwillen, daß es nicht etwa eine Neigung zu mir sei.

Ich lachte herzlich über den Brief, namentlich über die zuletzt ausgesprochene Besorgniß des Freundes, antwortete aber sofort, um „schriftlich" meine Zusage zu wiederholen, und ließ Martha auf das Herzlichste grüßen. Es wäre freilich wohl

gut gewesen, wenn ich das Alles nicht gethan und die Reise zu dem Feste nicht gemacht hätte, aber ich dachte nur an die Freude, die mich erwartete, und die ich durch mein Kommen Martha zu bereiten hoffen durfte.

Am bestimmten Tage erschien ich in dem Hause Michel Gerber's und fand die freudigste Bewillkommnung, namentlich von Martha, die an der Hofthür stand, als ich ankam. Sie war an dem Tage wohl schon zehnmal, wie mir nicht verschwiegen blieb, dahin gegangen und hatte nach dem Wege hinausgeschaut, auf dem ich ankommen mußte, — nur um mich zuerst begrüßen zu können, wie sie gesagt. Zahlreiche Gäste aus der „Freundschaft," das heißt nähere und entferntere Verwandte, hatten sich zu dem Feste bereits eingefunden, das in jener Gegend zumeist durch fast den ganzen Tag fortgesetztes Essen und Trinken gefeiert wurde. Michel Gerber namentlich suchte seinen Stolz darin, seinen Gästen durch eine überreiche Fülle von Speisen und Getränken zu imponiren und es auch darin allen Anderen zuvorzuthun. Auch konnte man ihm durch nichts mehr schmeicheln, als wenn man Verwunderung und Staunen über all' den Ueberfluß äußerte. Dann glänzte auf seinem breiten Gesicht, gleich Sonnen-

schein auf einem seiner Aecker, die befriedigte Eitelkeit des reichen Bauers, und er antwortete auch wohl: „Ich hab's! Ich kann's geben!"

Martha freilich, welche die Wirthin machen mußte, war so in Anspruch genommen, daß ich nur selten eine flüchtige Gelegenheit fand, allein mit ihr zu sprechen. Sie war indeß ungewöhnlich heiter, und wendete mir häufig genug verstohlen ein freundliches Lächeln oder einen Blick zu, der es deutlich aussprach, daß sie glücklich sei.

Am Nachmittage, als die Gäste sammt und sonders sich zum Tanze begaben, steigerte sich die Heiterkeit des Mädchens bis zum Muthwillen. Sie hing sich plötzlich schäkernd an meinen Arm und sagte:

„Wollen wir nicht auch zum Tanze gehen? Ich war noch nie dabei. Mit wem soll ich auch gehen? Ihr Freund, der Herr Hauslehrer, den ich einmal bat, mich zu begleiten, hielt es nicht für schicklich, auf den Tanzplatz, unter die Bauern, zu gehen. Kommen Sie mit! Ja?"

Ich erklärte mich sofort und mit Freuden bereit dazu.

„Tanzen Sie auch einmal mit mir?" fragte sie weiter.

„So oft und so lange als es Ihnen gefällt, liebe Martha.“

„O, die Leute werden große Augen machen, wenn Michel's „stolze“ Martha unter ihnen erscheint!“ fuhr sie fort, und sie lachte laut auf in ausgelassener Freude. Wir gingen also nach dem nahen Tanzplatz, und das Erscheinen Martha's dort machte allerdings, wie sie erwartet hatte, großes Aufsehen. Aller Blicke richteten sich auf sie und mich, ihren Begleiter, und der Tanz erfuhr fast eine Unterbrechung. Das Tanzlocal freilich war ziemlich beschränkt, namentlich die Decke sehr niedrig. Tabaks-, Branntwein- und Bierdunst drang uns daraus schon von weitem entgegen. Alle Fenster standen offen. Die meisten der nichttanzenden älteren Männer, selbst einige der jungen Burschen, die, in Hemdärmeln, mit ihren Mädchen sich drehten, hatten die Tabakspfeife im Munde.

Michel Gerber, der, im stolzen Gefühl seiner Bedeutung, mit einigen seiner älteren Gäste zuschauend nahe am Eingang stand, begrüßte die auch ihm unerwartet hier erscheinende Tochter mit freudiger Verwunderung, und rief ihr laut zu:

„So ist's recht! Tanz' auch einmal mit dem Herrn!“

Darauf trat er an das kleine Orchester, griff in die Tasche seiner weitbauschigen Hosen, legte auf das Pult des Vorgeigenden einen blanken harten Thaler, so daß es Alle sehen mußten, und sagte:

„Nun spielt für mich Euer bestes Stückchen!"

Die Musikanten brachen augenblicklich den Tanz ab, den sie eben spielten, und begannen mit frischem Eifer einen andern.

„Nun müssen wir tanzen," flüsterte mir Martha zu, „sonst werden wir ausgelacht."

Die anderen Paare hatten bereits zu tanzen wieder angefangen, und wir traten denn auch an. Es war ein wunderlicher Tanz, den ich nie vorher gesehen, viel weniger mitgetanzt hatte, aber so leicht, daß Jeder mit einigem Geschick und Tactgefühl sofort ihn mittanzen konnte. Jedes Tänzerpaar blieb genau auf einer und derselben Stelle, auf der es zu tanzen anfing, weil man sich auf einem Punkte immer nur auf dem linken Absatz drehte und den rechten Fuß in Dreiachteltact herumschleifte. In dieser Weise tanzte ich auch mit Martha, und der einfache Tanz machte mir bald in der That großes Vergnügen, zumal meine Tänzerin sehr glücklich zu sein schien. Das Hauptvergnügen der übrigen Paare bestand frei-

lich in noch etwas Anderem. Der Tänzer stieß nämlich von Zeit zu Zeit einen lauten Jauchzer aus, faßte gleichzeitig mit beiden Händen seine Tänzerin um den Leib und hob sie in dieser Weise empor, je höher, desto besser. Die Aufgabe auch dabei war, ebenfalls genau auf der Stelle zu bleiben und das Drehen in rechtem Tact fortzusetzen, sobald die Füße der Tänzerin den Boden wieder berührten. Dieses Emporheben der Tänzerin unterließ ich natürlich, so leicht es auch gewesen sein würde, Martha's zarte Gestalt emporzuschwingen, sie selbst aber würde es auch in keinem Fall geduldet haben.

Wir tanzten eine ziemlich lange Zeit, und Michel Gerber hatte offenbar seine Freude daran, denn er wendete seine schmunzelnden Augen von der lieblichen Tochter nicht ab. Diese wurde indeß des wüsten Stampfens, Schreiens und Jauchzens noch früher überdrüssig als ich, und als die Musikanten eine Pause machten, in Folge davon aber ein allgemeines Hin- und Herwogen und Drängen entstand, schlug sie mir vor, die allgemeine Verwirrung zu benutzen und fortzugehen.

„Für das erste Mal," sagte sie, „ist's genug. Am Ende käme Einer von den Burschen, vielleicht gar ein Vetter, und verlangte, daß ich mit ihm

tanze. Das könnte ich nicht, und doch möchte ich keinen durch mein Weigern beleidigen. Kommen Sie geschwind!"

Sie wand sich mit den geschmeidigen Gliedern zwischen den Drängenden leicht hindurch, schlüpfte hinaus und war verschwunden, ehe es Jemand bemerkte. Draußen holte ich sie bald ein. Sie lachte über ihre Flucht und sagte:

„Wäre es nicht viel besser, wenn wir einen Gang über die Wiesen, unter den Bäumen am Bach hin, machten, bis die Anderen zum Abendessen auch vom Tanze kommen?"

Ohne auf meine Antwort zu warten, schlug sie den Weg in der eben angedeuteten Richtung hin ein, und wir wanderten dann langsam neben einander über die duftende Wiese. Die tiefste Stille herrschte ringsum, und weit und breit war kein menschliches Wesen zu sehen. Martha sprach von allerlei unbedeutenden Dingen, ich hörte aber ihrem Geplauder gern zu, weil es ein Zeichen und Zeugniß davon war, daß sie sich glücklich fühlte. Einmal bückte sie sich am Ufer des Baches tief nieder und pflückte einige da wachsende Vergißmeinnicht. Mit den Blümchen kam sie dann zu mir und begann sie mir spielend in das Knopfloch des Rockes zu stecken. Sie sah mir dabei

lächelnd in das Gesicht und ihre Lippen kamen den meinigen so nahe, daß ich der lockenden Versuchung nicht zu widerstehen vermochte. Rasch bückte ich mich ein wenig und küßte sie auf den blühenden Mund.

Sie sah mich anfangs erschreckt an, dann wurde ihr Blick ernst und endlich erhielt er einen bittenden Ausdruck.

„Nicht küssen! Ach nein! Nicht küssen!" sagte sie, während wir langsam den Rückweg antraten. „Wenn ich Ihnen gut bleiben soll," fuhr sie nach einiger Zeit fort, „und ich habe Sie gleich gern gehabt," setzte sie im Tone der ehrlichsten Aufrichtigkeit hinzu, „dann — küssen Sie mich nicht wieder."

Die Röthe, die bei diesen Worten ihr Gesicht überflog, stand ihr reizend, aber sie fuhr recht ernst fort:

„Ich müßte mich sonst vor Ihnen fürchten, ich könnte Ihnen nicht mehr wie jetzt offen in die Augen sehen, auch nicht mehr mit Ihnen reden, wie es mir gerade um das Herz ist. Nicht wahr, Sie versprechen mir, mich nicht wieder zu — küssen?"

Sie hielt mir treuherzig die Hand hin, damit ich bestätigend und betheuernd die meinige hinein

lege, auch schien sie nicht im Mindesten zu ahnen, wie schwer sie mir es machte, gerade in diesem Augenblick sie nicht zu küssen. Ich versprach indeß zu ihrer Beruhigung, was sie verlangte, und gab ihr die Hand darauf, trotzdem ich wohl im Stillen hoffte, sie werde anderen Sinnes werden, wenn auch ihre Bitte jetzt — woran nicht im Mindesten zu zweifeln war — ganz ernstlich und aufrichtig gemeint sein sollte. Mein Versprechen beruhigte sie in der That sogleich, und sie sagte dann:

„Wundern Sie sich nicht, daß ich Ihnen gut bin, Sie nicht gern bald wieder verlieren möchte, und Ihnen das gerade heraussage. Mit Ihnen kann ich eben über Alles reden. Sie haben so freundliche, gutmüthige Augen. Sie verstehen mich, das weiß ich und das fühle ich. Hier," fuhr sie in fast traurigem Tone fort, „hier bin ich ganz allein. Ich habe keine Freundin, Niemand versteht mich, und ich verstehe Niemanden. Was mir gefällt und mir Freude macht, begreifen die Anderen nicht, und das, was ihre Hoffnung und ihr Glück ist, läßt mich kalt oder ist mir gar zuwider; denn Alles, was sie wünschen, erscheint mir ganz und gar nicht begehrenswerth. Ich bin nicht glücklich," setzte sie mit einem Seufzer

hinzu, „wenn ich auch von Allen beneidet werde. Aber nein,“ — und sie ging plötzlich wieder in ihren heitern Ton über — „ich lasse solche Gedanken nicht gern in mir aufkommen, und lache sie fort.“

Sie begann zu trällern und lief geschwind voraus. Als wir in das Haus zurückgekehrt waren, kamen die Gäste auch bald an, denn es galt, vor dem Tanze weit in die Nacht hinein noch ein reiches Essen zu halten.

Am zweiten Tage, welcher sich im Ganzen von dem ersten in nichts unterschied, gab mir Martha einen neuen Beweis ihres besondern Vertrauens. „Heute zeige ich Ihnen mein Lieblingsplätzchen,“ sagte sie am Nachmittage, als die Anderen alle sich wiederum auf dem Tanzplatze befanden, „wo ich gar oft, gar gern, aber auch oft recht traurig bin.“

Das machte mich neugierig, denn ich vermuthete in dem Lieblingsplätzchen irgend einen pittoresken Punkt in der nächsten Umgebung des Dorfes, obgleich ich bis dahin nichts etwas derartig Versprechendes zu entdecken vermocht hatte.

Wir gingen durch das Dorf, nach der kleinen Kirche zu. Martha war ernster als gewöhnlich, und sprach auf dem Wege nur wenig. Sinnend

schritt sie neben mir her, dann bog sie nach dem Friedhofe zu, und auf diesem wandte sie sich nach einer Stelle an der Mauer, wo die vergoldeten Spitzen eines Eisengeländers im hellen Sonnenschein leuchteten. Dieses Geländer umschloß den wohlgepflegten grünen Hügel eines Grabes, auf welchem noch einige Blumen blüheten. Zu Häupten des Grabes, aber außerhalb des Geländers, neigte eine üppig gedeihende Trauerweide ihre Zweige tief nieder.

Martha nahm schweigend einen kleinen Schlüssel aus der Tasche ihrer Schürze, schloß damit die kleine Thür in dem Geländer auf, reichte mir dann die Hand und sagte:

„Treten Sie herein. Ich führe Sie zu meiner guten Mutter, die schon lange hier schläft. Bei ihr ist mein „Lieblingsplätzchen.“

Ich drückte ihr schweigend die Hand.

Sie setzte sich auf den grünen Grabhügel und fuhr fort:

„Hierher gehe ich jedesmal, wenn ich mich recht einsam und verlassen fühle, und wenn Gedanken kommen, wie gestern Abend auf der Wiese. Ach ja! Lebte die Mutter noch, dann würde Manches anders sein und anders — werden. Ich fürchte,

ich weiß selbst nicht recht warum, daß ich hier noch recht oft beten und — weinen werde."

Sie stützte die Elnbogen auf die Kniee, den Kopf auf die Hände, und so saß sie eine Zeit lang schweigend da.

„Wenn Ihre Gedanken mich bisweilen suchen sollten, so schicken Sie dieselben nur an diese Stelle, denn hier finden Sie mich sicherlich," setzte sie nach einer Pause mit einem halben Lächeln hinzu:

Es war ein reizend-rührendes Bild! Das blühende Mädchen, welches vom Schicksal mit manchen seiner Gaben überreichlich bedacht und begabt war, in Trauer hier auf dem Grabhügel, im Schatten der Trauerweide, umgeben von dem blitzenden Golde der Geländerspitzen! Ich konnte das Bild indeß nicht lange ruhig betrachten, bat vielmehr Martha dringend, die schöne Gegenwart durch trübe Gedanken sich nicht verdüstern zu lassen, darum das Grab zu verlassen und mit mir fortzugehen. Sie stand auch sogleich auf, brach die einzige weiße Rose ab, die noch da blühte, und reichte sie mir mit den Worten:

„Nehmen Sie, und denken Sie sich, meine Mutter gebe Ihnen diese Rose zum Dank dafür,

daß Sie freundlich gegen die Tochter sind, welche sie so bald verlassen mußte."

Ich steckte die Rose an die Brust und sagte:

„Ich werde sie bewahren als Andenken an diese Stunde und an die Geberin."

Martha schloß darauf die kleine Thür in dem Grabgeländer wieder zu, und wir traten schweigend den Rückweg an.

Kaum hatten wir indeß den Friedhof hinter uns, so sagte Martha:

„Nicht wahr, ich bin ein recht albernes und thörichtes Ding, daß ich heute das fröhliche Fest durch solche Reden mir und Dir verderbe?"

Sie erschrak sichtlich über das Du, das ihr entschlüpft war, und fuhr hocherröthend fort:

„Nehmen Sie es ja nicht übel, daß ich Du zu Ihnen gesagt habe."

„Sie können mir keinen größern Beweis Ihres Zutrauens und Ihrer Freundschaft geben," fiel ich ein, „als wenn Sie fortfahren, mir das trauliche Du zu gewähren. Willst Du, liebe Martha?

„Ich weiß nicht, ob es sich schickt und ob ich es thun darf," antwortete sie, „aber zur Erklärung meines Verfahrens muß ich daran erinnern, daß das Du bei uns auf dem Lande gewöhnlich ist, daß es mir immer schwer wird, Jemanden,

den ich gern habe, mit dem fremden Sie anzureden, und daß es mir viel leichter vom Herzen und von der Zunge geht, wenn sich das Sie nicht dazwischen drängt. Leider muß ich hier viele Leute Du nennen, zu denen ich viel lieber Sie sagte, und mich auch von ihnen Du nennen lassen, wenn es mich auch bei dem Du aus solchem Munde immer kalt überläuft, als würde mein Herz von Eis berührt."

„So bleibt es zwischen uns bei dem Du?" fragte ich.

„Wenn .... Du mir versprichst, uns noch einmal in diesem Jahre zu besuchen."

„Wenn .... Du mir Dorina bella vorspielst, komme ich noch einmal, ehe ich nach ... gehe."

„Eigentlich kann ich das nur spielen, wenn ich allein bin; aber ich glaube doch, daß ich es in .... Deiner Gegenwart zu spielen vermöchte."

„So sind wir einig!" sagte ich in herzlicher Freude über die wachsende Vertraulichkeit des lieblichen Mädchens.

„Ja," bestätigte sie, „und ich will es nur gestehen, daß es mir nun auch viel leichter um das Herz ist."

Sie schien in der That alle traurigen Gedanken vergessen zu haben, die sie kurz vorher be-

schäftigt hatten, und war wieder heiter und unbefangen wie sonst.

Bei dem großen Abendessen nannte Martha mich öffentlich Du, und als ihr Vater das zum ersten Male hörte, sagte er:

„Martha, der Herr ist nicht vom Dorfe.“

„Er hat es mir erlaubt, ihn so zu nennen,“ erwiederte sie.

„Nun, wenn er's nicht übel nimmt, mir kann's recht sein. Es freut mich sogar, wenn Jemand aus der Stadt sich einmal nach einer Sitte im Dorfe richtet. Sehen Sie, Herr Lenz, das gefällt mir von Ihnen, daß Sie den dummen Stadtstolz nicht haben wie die Anderen.“

Er schenkte bei diesen Worten sein und mein Glas voll Wein und fuhr dann fort: „Stoßen Sie mit mir an!“

Wir stießen an. Als es geschehen war, griff Martha nach ihrem Glase, blinzelte und nickte mir zu, und ließ auch ihr Glas mit dem meinigen zusammenklingen.

Bald nach Tisch erinnerte ich Martha an das Versprechen, das sie mir wegen des Spiels gegeben hatte.

„Ja,“ sagte sie sogleich bereit, „jetzt kann ich spielen. Komm!“

Sie stand auf, und ich begleitete sie allein in ihr Zimmer. Ohne sich weiter bitten zu lassen, setzte sie sich an das Instrument, und als ich das Notenheft für sie suchen wollte, sagte sie lächelnd:

„Ich habe das Stück so oft gespielt, daß ich die Noten nicht mehr dabei brauche."

Sie begann, und spielte mit einem Ausdruck, in welchem sich das tiefste Gefühl, fern von Leidenschaft, aber voll der innigsten Hingebung aussprach. Und was sie bei dem Spiel empfand, war unverkennbar deutlich in ihren Zügen und in den träumerisch umschleierten Blicken ihrer Augen zu lesen. Ich konnte die meinigen von ihr kaum losmachen, aber als errieth sie aus meinen Blicken, daß ich nahe daran sei, mein ihr gegebenes Versprechen wegen des Nichtküssens zu brechen, stand sie rasch auf und verschwand aus dem Zimmer, ehe ich sie zurückhalten konnte.

So vergingen die Festtage. Einer der Gäste nach dem andern schied, und auch an mich kam die Reihe. Michel Gerber aber zeichnete mich diesmal dadurch aus, daß er zwei seiner Pferde an seinen leichten „Hamburger" Wagen spannen ließ, um mich nach Hause zu fahren. Ob er selbst auf diese Freundlichkeit gekommen war, vielleicht weil ich den „dummen Stadtstolz" nicht hatte, oder ob

insgeheim Martha ihn vermocht hatte, mir den Wagen anzubieten, habe ich nicht erfahren. Genug, wir schieden in herzlicher Freundlichkeit von einander, Martha aber kam noch einmal an den Wagen, als derselbe eben abfahren sollte, als habe sie vergessen, mir etwas zu sagen, und sie flüsterte mir zu: „Ich verlasse mich darauf, daß Du im Herbst noch einmal kommst.“

Ich reichte und drückte ihr noch einmal die Hand, dann zogen die Pferde an, und der leichte Wagen rollte mit mir und den Gedanken, welche ich mit mir nahm, rasch davon.

Im Herbst erschien ich in der That wiederum zum Besuche in dem Hause Gerber's, ich weiß nicht, ob nur um mein gegebenes Versprechen zu halten, oder ob auch die Sehnsucht nach Martha im Spiel gewesen war. Alle empfingen mich bereits als einen „Freund“ des Hauses. Es wäre aber von diesem meinem Aufenthalt kaum irgend etwas Erwähnenswerthes zu berichten, wenn nicht ein charakteristischer Auftritt auf dem Tanzplatz vorgekommen.

Martha äußerte an einem Sonntagnachmittag den Wunsch, noch einmal mit mir dahin zu gehen, weil diesmal nicht so viel Fremde, Gäste,

dort wären, und der Aufenthalt deshalb minder widerwärtig sein dürfte.

So gingen wir denn, und wir tanzten auch einigemal. Während des letzten Tanzes indeß sah Martha sich öfters wie ängstlich um, auch machte sie mich leise darauf aufmerksam, daß die übrigen tanzenden Paare, eins nach dem andern, abgetreten waren, so daß wir endlich ganz allein tanzten, während die jungen Burschen rings an der Seite umherstanden, halblaut mit einander sprachen und uns mit nicht eben freundlichen Blicken zusahen. Ich ahnte im Anfang trotz der Aengstlichkeit Martha's nichts Arges. Als wir aber ebenfalls zu tanzen aufhörten, entstand ein offenbar absichtliches und böswilliges Drängen und Stoßen um uns her. Man schien Streit anfangen und zunächst uns hindern zu wollen, den Ausgang zu gewinnen, jedenfalls um Martha ein Zeichen der allgemeinen Mißbilligung dafür zu geben, daß sie nur mit einem Fremden dahin komme, und nur mit diesem Fremden tanze, diesem selbst aber in derber Bauernmanier das Wiederkommen recht gründlich zu verbieten.

Martha, welche diese Absicht der Burschen wohl sofort errathen hatte, zitterte an meinem Arme,

während wir uns ruhig einen Weg durch die uns Umdrängenden zu bahnen suchten.

Ehe es zu Schlimmerem kam, erschien gerade zu rechter Zeit Michel Gerber auf der obersten Stufe der Treppe, welche direct in den Tanzsaal führte, und auf den ersten Blick in denselben erkannte er, was man vorhatte. Mit zornglühendem Gesicht und mit so gewaltiger Stimme, daß der leichte Bau davon erzitterte, rief er in den Saal hinein:

„Wer untersteht sich, meine Tochter und meinen Gast zu beleidigen? Michel Gerber möchte den sehen, welcher zu mucksen wagt, wenn er Ruhe gebietet!

Er stand da, am Eingange des kleinen Saales, wie in den Boden gewachsen, gleich einem gewaltigen Felsblock im brandenden Meere, und die Bursche wichen langsam mehr und mehr scheu zurück, die furchtsamsten bis dicht an die Wand. Nur ein kleiner krummbeiniger Schneider, der in seiner Altenburger Tracht, namentlich in den kurzen Pluderhosen, wahrhaft lächerlich-häßlich aussah, blieb allein keck vor den Vordersten stehen und sah den zornigen Michel Gerber, der ein Riese gegen ihn war, herausfordernd an.

„Na! Na!" sagte er dann mit quäkender höh-

nischer Stimme: „Hier hat Einer so viel Recht als der Andere, und Du bist in dem Tanzsaale auch nur gerade so viel als ich, wenn Dir auch die Thaler zu Tausenden draußen auf dem Felde von selbst zuwachsen, und ich meine paar Groschen mühselig zusammensticheln muß."

„Krummbeiniger Schneiderknirps!" donnerte ihn Michel dafür an, und in seinem Tone lag die wegwerfendste Geringschätzung. „Fünfhundert solcher Lumpenkerle, wie Du bist, machen noch lange keinen halben Michel Gerber aus! — Herr Lenz," fuhr er zu mir gewendet fort, „bringen Sie die Martha daher zu mir. Es wagt Keiner, sie nur anzurühren."

Ehe wir von der andern Seite des Tanzsaales zu ihm gelangen konnten, trat der Schneider übermüthig noch einen Schritt näher an Gerber heran, und sagte, während er den emporgestreckten dürren Zeigefinger der rechten Hand drohend bewegte und mit boshaften Blicken zu dem Gegner empor sah:

„Michel Großmaul, ich habe noch immer gehört: Hochmuth thut nicht gut, und Hochmuth kommt vor dem Fall."

„Ich will Dir sagen, Du Schneiderlappen, was vor dem Fall kommt," antwortete Michel

Gerber mit verächtlicher Gelassenheit; dabei bückte er sich rasch, faßte mit einer seiner gewaltigen Fäuste den kleinen Schneider in der Mitte des Leibes, hob ihn so, leicht wie eine Feder, empor und schien ihn von der Stelle aus, auf der er stand, durch das nahe offene Fenster hinauswerfen zu wollen. Martha war bei diesem Anblicke todtenbleich geworden, und rief in Verzweiflung:

„Vater, thu' ihm nichts zu Leid!"

Die anderen Mädchen und die Weiber kreischten vor Angst und drängten sich dicht zusammen; die rohesten der Burschen lachten über den zappelnden Schneider; die Anderen sahen gleichgiltig oder neugierig zu, was wohl geschehen werde. Dem Schneider widerfuhr indeß kein Leid. Michel Gerber hielt ihn nur eine Zeit lang so in „schwebender Pein", dann setzte er ihn, freilich etwas unsanft, auf die krummen Beine wieder nieder.

Während der Geängstigte in der Menge sich verkroch und Michel über den Saal wie ein Feldherr nach siegreich gewonnener Schlacht über das Schlachtfeld hinschaute, ging ich mit der noch immer zitternden Martha so rasch als möglich hinweg.

„Unter solchen Menschen soll ich mein Leben

hinbringen!" sagte sie, als wir eine Zeit lang still neben einander gegangen waren, mit einem tiefen und schmerzlichen Seufzer. „Verstehst Du nun, warum ich nicht glücklich bin? Ach, hätte mir mein Vater eine andere Erziehung geben, mich aufwachsen lassen wie die Uebrigen hier aufwachsen, gleich den Blumen auf dem Felde! Er meinte es zwar gut, sehr gut, ich weiß es wohl, aber recht that er doch nicht, und er wird darunter leiden müssen, wie ich schon gelitten habe, noch leide, und ach! noch sehr viel werde zu leiden haben!"

„Ich habe schon längst gefühlt," daß Du so, wie Du bist, hierher nicht gehörst," antwortete ich; „aber Du bist ja nicht gezwungen, Dein Leben lang hier zu bleiben."

„Wenn Du daran zweifelst, entgegnete sie, „so kennst Du meinen Vater nicht. Aber — reden wir lieber nicht davon! Wenn mir solche Gedanken kommen — und sie kommen mir jetzt immer öfterer — steht mir vor Angst das Herz fast still. Gott gebe, daß die Zeit noch fern ist, die über mein Schicksal entscheidet." —

Die Zeit der Entscheidung kam schneller, als Martha erwartet oder vielmehr gefürchtet hatte, und ich sah sie nur noch einmal in ihrer Blüthe

und Heiterkeit, — Herrlichkeit, hätte ich beinahe geschrieben. Das war nach Verlauf des Winters, als der Frühling sich anschickte, seinen Einzug zu halten. Er lockte mich hinaus auf das Land, und die Erinnerung an Martha, die ich so lange nicht gesehen, selbst in den neuen Umgebungen und dem neuen Leben nicht vergessen hatte, bestimmte das Ziel meiner Wanderung.

Ich verbrachte nochmals ein paar glückliche Tage in dem Hause Gerber's, und daß ich der Tochter durch meinen Besuch eine wahre Herzensfreude bereitete, sah und fühlte ich.

Vor dem Abschiede saßen wir mit einander eine Zeit lang allein in ihrem Zimmer, in dem wir abwechselnd gespielt hatten, und hier bat sie mich, dringender als je, auch in einem andern Tone als sonst, aus dem ich eine gewisse Aengstlichkeit herauszuhören glaubte, noch einmal zu kommen, — und diese Worte namentlich sprach sie ganz eigenthümlich. Als ich dann in sie drang, mir zu sagen, ob sie etwas fürchte, und was? antwortete sie traurig:

„Noch kann ich es nicht mit bestimmter Gewißheit sagen; ich weiß nur, daß mein Vater etwas vorhat, das mich angeht und mich beunruhigt. Er verkehrt viel mit einem Manne, der

mir widerwärtig ist, weil ich weiß, welches Gewerbe er betreibt. Sie sitzen oft und lange in des Vaters Stube bei einander. Sie haben also etwas Wichtiges vor. Er fuhr auch an zwei Sonntagen hinter einander allein fort, nicht in die Stadt, und er sagte mir nicht, wohin er reise, obgleich ich ihm dringend darum fragte. Er lächelte nur bei meinen Fragen und antwortete: „Du erfährst es schon; 's ist nur Deinetwegen." Ach Gott, ich fürchte... er will mich verheirathen! Er wird irgend einen jungen Bauer ausgekundet haben, dessen Vermögen dem meinigen entspricht, und der deshalb — seiner Meinung nach — für mich paßt. Ich weiß wohl, daß die Kinder ihren Eltern Gehorsam schuldig sind, aber — der liebe Gott verzeihe mir die Sünde, wenn es eine ist! — gewiß dann nicht, wenn die Kinder besser wissen als die Eltern, daß solcher Gehorsam Aller Unglück sein muß."

Ich bemühte mich, Martha zu trösten, ohne daß es mir gelingen wollte, und so schieden wir diesmal Beide mit schweren Herzen von einander. Es war das erste Mal, daß das Mädchen bei dem Abschiede weinte, und weinend bat sie mich nochmals, den Besuch zu Pfingsten „um Gottes willen" nicht zu vergessen.

Im Hause Michel Gerbers war dieses Pfingsten **kein** „liebliches Fest." Martha's Befürchtungen hatten sich nur zu bald verwirklicht. Eines Tages nämlich theilte ihr der Vater höchst vergnügt und in seiner besten Laune die, wie er sicherlich glaubte, für sie höchst erfreuliche Nachricht mit, daß sie bald — Braut sein werde. Er habe, erzählte er weiter, ohne auf das Erschrecken der Tochter zu achten, einen Mann für sie gefunden, den einzigen Sohn eines Bauern in einem zwei Stunden entfernten Dorfe, der beinahe so reich sei als er, Michel Gerber, selbst. Alles sei zwischen ihnen, den Vätern, schnell abgemacht worden, nur etwas habe Anfangs einigen Anstoß gegeben. Das Wohnhaus nämlich in dem Gute jenes Bauern habe ihm, Michel, nicht gefallen, und er deshalb die Bedingung gestellt, daß das Haus erst groß und schön neu aufgebaut werden müsse, ehe er seine Martha einziehen lassen könne. Der Andere habe zwar anfänglich diese Forderung zu hoch gefunden, aber doch nachgegeben, als er gemerkt, daß aus der Heirath nichts werden könne, wenn er diese Bedingung nicht eingehe. So würde denn gleich nach den Feiertagen angefangen werden, das alte Haus abzureißen, und zum Ernte- und — **Hochzeitsfeste** müsse

das neue zum Beziehen fertig sein. Am zweiten Feiertage werde der Alte mit dem Sohne zur — „Brautschau" kommen.

„Stellen Sie sich vor, Herr Lenz", sagte mir Michel am ersten Feiertage, als nach dem Mittagsessen das Gesinde sich aus der großen Wohnstube entfernt hatte, in Martha's Beisein, „kreideweiß im Gesicht stand das Mädchen vor mir, als ich ihr das sagte, an allen Gliedern zitterte sie, mir vor die Füße fiel sie, und auf meine Kniee legte sie den Kopf, den sie aber nicht still halten konnte. So lag sie eine lange Weile, und ich wußte nicht gleich, was das zu bedeuten haben sollte. Dann umklammerte sie meine Kniee mit ihren beiden zitternden Armen, und fing an zu weinen, wie ich sie nur einmal weinen gesehen hatte, als ihre Mutter starb. Ich erschrak, denn ich glaubte erst, sie sei krank geworden. Aber nein! Eigensinn war's, Trotz, Ungehorsam! Sie erklärte mir endlich rund heraus, sie könne und werde den Mann nicht heirathen, den ich, ihr Vater, wohlbedächtig für sie ausgesucht. Verstehen Sie das, Herr Lenz?"

Ich war in so peinlicher Verlegenheit, wie Martha selbst, die todtenbleich dastand und die

zitternden Hände auf die Lehne eines Stuhles stützte.

„Reden Sie ihr in das Gewissen!" fuhr Michel fort. „Ich weiß, daß sie große Stücke auf Sie hält."

Das Verhältniß zwischen Martha und mir war wohl kein eigentliches Liebesverhältniß, wenigstens hatten wir einander nie geradezu gesagt, daß wir einander liebten. Wir wußten es, ohne daß wir es uns zu sagen brauchten. Und was verlangte der Vater Martha's? Ich solle ihr zureden, einem Andern die Hand und das Herz zu geben, einem Andern, einem jungen Bauer, für den sie ganz und gar nicht paßte. Dem stolzen Bauer kam es freilich gar nicht in den Sinn, daß ein mehr als freundschaftliches Verhältniß zwischen uns bestehen und eine der Ursachen der Weigerung Martha's sein könne, weil er es geradezu für unmöglich hielt, daß ein junger Mensch wie ich die Augen zu der Tochter des reichen Michel Gerber zu erheben, oder gar nach dem Besitze derselben zu streben wagen dürfe.

Den natürlichen und allein schon entscheidenden Grund der Weigerung Martha's mochte ich jetzt, in Beisein des Mädchens, nicht aussprechen, weil dies zu einer langen und weitläufigen Aus-

einandersetzung hätte führen müssen, welche dem hartköpfigen Bauer doch kaum begreiflich gewesen sein, und ihn noch weniger überzeugt haben würde. Ich hielt es deshalb für das Beste, vor Allem, wo möglich, Zeit zu gewinnen, und begann:

„Martha ist durch die so wichtige Nachricht erschreckt worden, weil sie ganz und gar nicht darauf vorbereitet war."

„Das ist nichts," entgegnete Michel. „Die Kinder müssen jeden Augenblick bereit sein, den Eltern in Allem zu gehorchen, das von ihnen verlangt wird."

„Auch ist sie ja so jung noch," warf ich ein.

„Jung soll und muß sie heirathen, damit Alle sehen, wie gesucht die Tochter Michel Gerber's ist. Wenn ich sie lange warten ließe, meinten die Leute wohl gar, es möchte mit meinem Reichthum am Ende doch nicht so sein, wie man geglaubt."

„Lassen Sie Martha nur einige Zeit, sich an den Gedanken zu gewöhnen."

„Ach, alle Mädchen wollen heirathen, und je jünger, desto lieber. Sie brauchen sich also an den Gedanken daran nicht erst zu gewöhnen. Freilich, was das Heirathen eigentlich ist, wissen sie nicht und können's nicht wissen. Darum eben sollen die Eltern die Kinder verheirathen. Die haben Er-

fahrung und meinen es gut. Nur die Mädchen in der Stadt glauben beim Heirathen klüger zu sein, als ihre Eltern, und wollen in dieser wichtigen Sache ihren eigenen Willen haben. Daher kommt's, daß solche Mädchen beim Heirathen ihren Eltern so oft ungehorsam sind, wie man hört. Das ist, Gott sei Dank! bei den Bauern anders, denn die Töchter der Bauern — und die Töchter der Fürsten, wie ich mir habe sagen lassen — nehmen gehorsam den Mann, den die Eltern für sie wohlbedacht ausgesucht haben. Martha ist die Tochter eines Bauern, eines reichen Bauern, darum wird und muß sie gehorchen."

„Vater! lieber Vater...!" fiel Martha flehendlich ein.

„Weißt Du," unterbrach sie Michel, „weißt Du, warum Dein Vater ein reicher Mann ist? Weißt Du, was in der Bibel steht? „Der Segen der Eltern baut den Kindern Häuser, aber der Fluch der Eltern reißt sie nieder." Wir, Deine Mutter und ich, hatten einander niemals gesehen, als unsere Eltern ausmachten, daß wir ein Paar werden sollten. Wir gehorchten, wie sich's geziemt, sie gaben uns ihren Segen, und dieser Segen hat uns reich gemacht."

„Die Mutter war aber .... nicht glücklich!" wagte Martha einzuwerfen.

Ich fürchtete schlimme Folgen von dieser ihrer Kühnheit, und Michel Gerber sprang in der That auf, sobald er diese Worte hörte, als würde er von dem Zorn emporgeschnellt, den sie in ihm erregt hatten. Er faßte den vor ihm stehenden Stuhl mit seinen beiden Händen, hob ihn so empor und stieß ihn dann mit solcher Gewalt wieder nieder, daß er in Stücke zersprang.

„Mädchen," sagte er, und seine Augen funkelten, „erinnere mich daran nicht! Sie hat's gesagt, ja, oft gesagt, sie war aber doch eine reiche Frau, die haben konnte, was ihren Augen gefiel und ihr Herz wünschte. Ich hatte gehofft, solche Reden, wie ich von ihr gehört, hätten ein Ende gefunden in ihrem Grabe. Hüte Dich, sie von da herauszuholen und sie mir wiederzubringen! Morgen ist Brautschau. Dabei bleibt's."

Er ging mit großen Schritten aus der Stube hinaus, und wir blieben, in welcher Stimmung, läßt sich leicht errathen, allein. Mir war es unbeschreiblich peinlich, Martha so schmerzlich leiden zu sehen, ohne doch ihr irgendwie nützlich sein zu können. Hätte ich nicht lieber so bald als möglich abreisen sollen? That ich nicht schon Unrecht, daß

ich das Mädchen durch mein Dasein in ihrem Ungehorsam gegen ihren Vater bestärkte und unterstützte? Durfte ich sie zum Ausharren bei ihrer Weigerung ermuthigen? · War es nicht immerhin möglich—wie sicher auch das Gegentheil zu sein schien, — daß Martha den jungen Mann, dem sie ihre Hand geben sollte, allmälig doch lieben lerne und mit ihm glücklich, oder doch nicht so sehr unglücklich werde, als sie fürchtete und ich mit ihr? Vielleicht hatte er auch einigermaßen Sinn für eine höhere Bildung, würdigte sie an der, welche seine Frau werden sollte, und gab sich Mühe, sich allmälig zu ihr zu erheben, statt sie herabzuziehen. Ich wagte davon gegen Martha zu sprechen; aber sie sah mich so seltsam an, wehrte meine Worte so hastig ab, und bat so dringend, an dem morgenden „fürchterlichen" Tage sie nicht allein zu lassen, sondern in ihrer Nähe zu bleiben, daß ich den Muth nicht fand, ihre Bitte abzuschlagen.

„Wenn ich weiß, daß Du da bist," sagte sie, „wenn ich Dich sehe, behalte ich nicht nur Muth, sondern auch Besonnenheit. Wenn ich ganz allein und verlassen wäre, dann würde ich vielleicht etwas sagen oder thun, das meinen Vater heftig erzürnte. Und im Zorne ist er schrecklich. Du hast nur eine

ganz kleine Probe davon gesehen. Bleibe bei mir! Es geschieht übrigens morgen noch nichts Entscheidendes, und ich brauche noch nicht Ja oder Nein zu sagen. Sie kommen nur, um Alles zu besichtigen, und dabei auch mich mit anzusehen. Das kann und muß ich ihnen wohl erlauben. Wer weiß? Vielleicht gefalle ich weder dem Vater noch dem Sohne und sie treten zurück. Wahrscheinlich ist das freilich nicht, denn auf mein Aussehen kommt es dabei wenig an, und Beide würden es auch gar nicht wagen, meinen Vater durch den Rücktritt von dem „Handel" zu beleidigen; aber eine Möglichkeit bleibt es doch. Bleibe Du also bei bei mir und rede auch mit Herrn Engel, daß er sich ebenfalls unten in der Stube aufhalte, damit Deine Gegenwart auch dem Argwöhnischsten nicht auffallen kann," setzte sie mit einem gar freundlichen Blicke hinzu.

Ich blieb in der That, aber ich sah dem kommenden Tage in großer Spannung entgegen. Martha hielt sich im Ganzen seltsam gefaßt, und auch, als am Nachmittag des zweiten Feiertags die beiden Erwarteten in einem offenen Wagen mit zwei prächtigen Schwarzschimmeln erschienen, bemerkte ich keine auffallendere Veränderung an

ihr, als daß sie noch etwas blässer wurde, als sie schon gewesen war.

Der „Schwiegervater" war ein sehr beleibter Mann mit feisten rothen Backen und dicken wulstigen Lippen. Um den Leib gebunden, trug er eine schwere „Geldkatze." Sein Sohn, der etwa zwanzig Jahr alt sein mochte, schien ganz das Ebenbild des Vaters zu werden. Er war groß und starkknochig, und zeichnete sich durch unverhältnißmäßig große und plumpe, rothe Hände aus, die man freilich selten sah, weil er sie meist in den Taschen seiner weiten Pluderhosen hielt. In seinem Gesicht lag leider ganz und gar nichts, das einigermaßen zu der Hoffnung hätte berechtigen können, er werde den Werth der Bildung Martha's würdigen und versuchen, wenigstens in etwas sich zu ihr zu erheben.

Als sie in die große Stube traten, kniff der Alte im Vorbeigehen Martha schmunzelnd in die Wange, der Sohn aber sah sie nur flüchtig von der Seite an. Den „Hauslehrer" und mich, die wir mit dem jungen Sohne Gerber's an einem Tisch saßen, zu dem Martha alsbald auch trat, beachteten Beide nicht. Daß es übrigens für den Alten wie für den Jungen bei dem Besuche Nebensache war, die Tochter des Hauses zu sehen und kennen zu

lernen, die Hauptsache vielmehr die genaue Besichtigung des Gutes, zeigte sich bald genug. Kaum war der Kaffee getrunken, der ihnen vorgesetzt wurde, so äußerten sie den Wunsch „herumgeführt" zu werden. Als sie sich mit dem Hausherrn zu diesem Zwecke entfernten, flüsterte mir Martha zu:

„Wenn mir das Weinen nicht gar zu nahe wäre, könnte ich über den „Bräutigam" herzlich lachen. Hast Du sein dummes Gesicht beobachtet? Und seine Fäuste! Nein! Der liebe Gott kann unmöglich wollen, daß ich einen solchen Menschen zum Manne nehme!"

Zum Glück forderte Gerber die Tochter nicht auf, ihn und seine Gäste bei der allgemeinen Besichtigung zu begleiten, wie es eigentlich nach der Sitte hätte geschehen sollen. Es wäre ihr ein neues, kaum erträgliches Leid gewesen, denn sie gingen langsam und sehr lange Zeit in allen Gebäuden und allen Ställen umher, musterten jedes Pferd und Rind einzeln mit Kennerblicken und besahen prüfend selbst die großen Futter- und Getreidevorräthe.

Als nach etwa einer Stunde Gerber allein zurückkam, ging ich eben hinaus, und ich sah da, daß die beiden Fremden, Vater und Sohn, im Gespräch noch im Hofe, vor der Thür, standen. Sie

schienen zwar leise mit einander reden zu wollen, sprachen aber doch so laut, daß ich jedes ihrer Worte deutlich verstehen konnte. Daß ich absichtlich sehr langsam ging, als ich Einiges davon vernommen hatte, wird man wohl begreiflich finden.

„Schönes Vieh, Vater! Prachtvieh!" sagte der Sohn. „So haben wir es nicht. Und die Ställe! Schmucker ist's drinnen als in unsrer Stube."

„Und das Mädchen? Na?" fragte der Alte bedächtig, und er schien sehr gespannt auf die Antwort zu sein, welche der Sohn geben würde.

„Die ist einmal dünn! Wenn ich sie mit meinen Fäusten angreife, zerbricht sie am Ende. Und ihre Hände! Mein Daumen da ist größer als so ein ganzes Händchen. Arbeiten kann sie gewiß gar nicht."

„Sie braucht's auch nicht. Clavier soll sie gar spielen."

„Von dem Klimpern wird keine Kuh satt."

„Und schrecklich viel hat sie gelernt. Sie soll mehr wissen als unser Pfarrer und Schulmeister zusammen."

„Das Mädchen gefällt mir eigentlich gar nicht, 's schadet aber nichts, sie ist reich und ich heirath' sie frisch weg. Hat sie viel gelernt, na! von mir soll sie — noch mehr lernen müssen. Ich ziehe

mir sie schon, wie ich sie brauche und haben will. Macht's meinetwegen mit dem Alten gleich richtig. Ich gehe unterdeß noch einmal in den Stall und beseh' mir die Pferde. Es sind ein paar darunter, die man nicht ansehen kann, ohne daß Einem das Herz im Leibe lacht."

Die beiden Väter begaben sich darauf wirklich in das „geheime Cabinet" Michel Gerber's, und hier brachten sie die Sache jedenfalls völlig in Ordnung, ohne aber Martha irgend wie zu den Berathungen beizuziehen, welche sie da pflogen. Bald nach dem Abschlusse fuhr der dicke „Schwiegervater" mit dem Sohne wieder fort, wie es schien höchlich befriedigt von der Besichtigung, vielleicht der „Bräutigam" die ganze Zeit über nicht ein Wort mit Martha gesprochen hatte. Diese theilte mir später mit, daß ihr Vater gegen Abend ihr angezeigt habe, nach vierzehn Tagen würden sie nach dem Gute fahren, das sie künftig bewohnen werde. Sie hätte das, setzte sie hinzu, mit angehört, als sei sie gar nicht betheiligt bei der Sache, auch nichts geantwortet, so daß ihr Vater vielleicht glaube, sie habe den Widerstand gegen die Heirath aufgegeben. Mir kam diese plötzliche Ruhe des Mädchens ganz unerklärlich vor, ja sie hatte etwas Unheimliches für mich.

Als ich mich endlich verabschieden mußte, und sie mich eine Strecke weit über das Dorf hinaus begleitete, konnte ich nicht umhin, mich darüber gegen sie auszusprechen. Im Tone des zuversichtlichsten und unerschütterlichsten Glaubens antwortete sie mir:

„Verlaß Dich darauf, ich werde die Frau dieses Menschen nicht, der mir aufgedrungen werden soll. Ich vertraue fest auf Gott und meine gute Mutter im Himmel, die Beide nicht zugeben werden, daß ich in solchem Unglück untergehe."

Sie reichte mir darauf so freundlich die Hand, daß sie sicherlich diesmal einen Kuß nicht abgelehnt haben würde, wenn ich sie darum ersucht hätte, und mit den Worten: „was auch geschehen möge, bleibe mir gut!" wendete sie sich rasch zur Umkehr.

Ich setzte meine Wanderung mit schwerem Herzen fort, denn ich konnte mich der schlimmsten Befürchtungen nicht erwehren. Unser schönes Verhältniß war jedenfalls zu Ende. Wenn dieses Mädchen wirklich gezwungen werden sollte, das Weib jenes rohen, jungen Mannes zu werden, so konnte ihr Schicksal nur ein sehr trauriges sein. Verharrte sie aber bei ihrer Weigerung, so ließ sich bei dem Charakter ihres Vaters nur eine gewalt=

same Lösung des Conflicts erwarten, und es erfaßte mich ein Schauder des Entsetzens, als ich auf meiner einsamen Wanderung an eine solche Möglichkeit dachte.

Da ich der schließlichen Entwickelung des Drama's nicht selbst beiwohnen konnte, an Martha aber den allerinnigsten Antheil nahm, so schrieb ich sofort nach meiner Heimkehr an Freund Engel, um ihn dringend zu bitten, mir so oft und so ausführlich als möglich über Martha und ihr Schicksal Mittheilungen zu machen. Seinen Briefen also entnehme ich das Weitere.

Das zuversichtliche Vertrauen Martha's auf die Mutter und Gott täuschte sie nicht, wenn sich auch dieses ihr Vertrauen in anderer Weise erfüllen sollte, als sie wahrscheinlich erwartet und gehofft hatte.

Sie war seit der „Brautschau" stiller, ernster und bläßer geworden, und jeden Tag vermißte man sie ein- oder auch mehrmals, auf kürzere oder längere Zeit, in dem Hause, ohne daß man, wenigstens im Anfang, wußte, wohin sie ging. Die Leute im Dorfe freilich wußten es wohl und sie wunderten sich nicht wenig, daß sie so gar oft auf dem Friedhofe sei. Sie trugen es endlich auch dem Michel Gerber zu, welcher der Tochter

diese Gänge wohl gern untersagt hätte, davon aber abstand, weil Martha von der Heirathsverweigerung nie mehr sprach und sich, seiner Meinung nach, wohl vorgenommen hatte, gehorsam sich in seinen Willen zu fügen und dann auch, weil sie, als er einmal von diesen Friedhofsbesuchen zu reden angefangen, mit der ruhigsten Sanftmuth geantwortet hatte:

„Laß mich doch immer dahin gehen, Vater! Ich bete da ja nur zu dem lieben Gott und rede mit der seligen Mutter. Das thut mir immer so wohl.“

So duldete Michel Gerber schweigend jene Gänge nach dem Grabe der Mutter, so wenig sie ihm auch gefielen.

Je näher der Tag kam, an welchem sie mit ihrem Vater den ihr angekündigten Besuch in dem Orte machen sollte, den er als ihre künftige Heimath ausgewählt hatte, um so länger verweilte sie auf dem Friedhofe. Am Freitag endlich, zwei Tage vor der beabsichtigten Reise, blieb sie bis zur Nacht, obgleich gegen Abend ein schweres Gewitter mit heftigem Blitz und Donner über die Gegend gezogen war und selbst starke Regengüsse hatte niederströmen lassen. Michel Gerber ging unruhig in dem Hause hin und her und fragte

mehrmals, ob denn seine Tochter noch immer nicht zurückgekommen sei. Seine Leute verneinten es jedesmal, vermutheten aber, sie werde sich vor dem Gewitter in das Haus des Pfarrers geflüchtet haben und von diesem des Regens wegen zurückgehalten werden. Eine Zeit lang beruhigte sich der Vater bei dieser Erklärung, die sehr wohl die richtige sein konnte, als aber das Gewitter sich verzogen und der Regen aufgehört hatte, Martha indeß auch dann noch nicht erschien, schickte er zu dem Pfarrer, um fragen zu lassen, ob Martha bei ihm sei. Der Bote brachte die Antwort aus dem Pfarrhause zurück, man habe Martha da nicht gesehen. Da erfaßt den Vater die peinigendste Angst. Nicht daß er etwa gefürchtet hätte, Martha könnte sich ein Leid angethan haben, um der ihr verhaßten Heirath zu entgehen. Ein solcher Gedanke kam ihm gar nicht in den Sinn, denn er wußte recht wohl, daß die Tochter viel zu fromm sei, als daß sie an Selbstmord nur denken könnte, und überdies ging es weit über sein Fassungsvermögen hinaus, daß Jemand sich selbst das Leben nehmen könnte, um sich einer Heirath, einer reichen Heirath, zu entziehen. Aber dem Mädchen konnte ein Unglück geschehen, ein Unfall in dem Wetter zugestoßen sein.

Er bot sofort mehrere seiner Leute auf, die Vermißte zu suchen und er selbst schloß sich ihnen an. Wie unwahrscheinlich es auch sein mochte, daß Martha noch immer auf dem Friedhofe sich befinde, so gingen einige der Suchenden doch dahin, unter ihnen der Vater selbst.

Die schweren dunkeln Gewitterwolken hatten sich fast ganz verzogen, und als man auf dem Friedhofe ankam, trat sogar der Mond an dem blauen reinen Himmel hervor. Hell fiel sein Licht gerade auf das Grab, zu dem man sich wendete, und die goldenen Geländerspitzen um dasselbe her leuchteten in seinem Schimmer.

Michel Gerber ging mit großen Schritten voraus, so daß er zuerst das Entsetzliche gewahrte, das sie hier erblicken sollten. Martha lag da, wie eine vom Sturm geknickte Blume, zusammengebrochen, so daß ihre Arme und ihr Gesicht auf dem Grabhügel ruhten. Sie war völlig durchnäßt, denn sie schien schon in dem heftigen Regen da gelegen zu haben. Gerber trat hastig durch die offene Geländerthür hinein an das Grab, bückte sich, faßte zornig mit seinen beiden Händen die daliegende Tochter und wollte sie emporreißen. Aber starr vor Entsetzen blieb er einen Augenblick, über ihr gebückt, stehen und man sah es,

daß die Kniee des starken Mannes und die Arme, welche die Tochter gefaßt hatten, heftig zitterten. Dann rief er laut, mit bebender Stimme vor Jammer:

„Mein Kind! Mein Kind! Sie ist todt!"

Darauf nahm er die Tochter, wie ein kleines Kind, auf den rechten Arm und ging mit ihr so rasch, daß ihm die Anderen kaum folgen konnten, nach seinem nicht sehr entfernten Hause zu. Sobald er da in den Hof trat, rief er so laut, als es ihm bei der Angst möglich war, die ihm die Brust zusammenschnürte:

„Pferde heraus! Die besten! Schnell! Zwei Knechte müssen sogleich fortreiten und Aerzte holen! Laßt die Pferde laufen, so sehr sie nur immer laufen können! Stürzt eins, — einerlei! Laßt's liegen und lauft weiter in die Stadt. Den Doctor holt Ihr wo er ist, vom Essen, vom Spiel, von anderen Kranken, aus seinem Bette. Postpferde soll er nehmen, Extrapost. Ich bezahl's. Zehn Thaler dem, der mir zuerst einen Doctor in's Haus bringt!"

Während er so Befehle gab, schritt er, ohne stehen zu bleiben, im Hofe hin, den starren Körper der Tochter noch immer auf dem Arme. So trug er sie in das Haus, die Treppe hinauf, und

er rief dabei nach der alten Haushälterin. Im Zimmer Martha's endlich legte er seine Last sanft auf das Sopha und nun erst überließ er die Bewußtlose einigen der bestürzt herbeieilenden Mägde, damit sie derselben vorsichtig die nassen Kleider auszögen, ihr andere Wäsche anlegten und sie dann in das Bett brächten. Er selbst lief wieder die Treppe hinunter in den Hof, um die Knechte, welche nach dem Arzt reiten sollten, zur Eile anzutreiben. Das war indeß nicht nöthig, denn als er in die Hausthür trat, jagte schon einer der Knechte, der sich nicht einmal die Zeit genommen hatte, das Pferd zu satteln, im sausenden Galopp aus dem Hofe, durch die Einfahrt hinaus in die Nacht, auf den Weg nach der nächsten Stadt zu und gleich darauf folgte auch der andere. Michel Gerber sah ihnen nach und sagte mit einem tiefen Seufzer: „Gott sei Dank!" Der Gedanke schon schien ihn etwas zu beruhigen, daß die Boten doch fort waren und einen Arzt wenigstens bringen mußten. Er ging dann die Treppe wieder hinauf, um nach der Tochter zu sehen. Sie war bereits ausgekleidet und in ihr Bett gebracht.

„Der Blitz kann sie nicht getroffen haben," sagte die alte Haushälterin, welche Martha hatte aufwachsen sehen und sie wie ihr eigenes Kind

liebte. „Man sieht nichts an ihr. Ich möchte auch darauf schwören, daß das Herz in ihr noch nicht stille steht."

Michel Gerber aber wußte in seiner Rathlosigkeit nicht, ob und was zu thun sei, ehe ein Arzt ankomme, um die Tochter aus der Erstarrung zu erwecken. So vielerlei auch vorgeschlagen wurde, er konnte sich nicht entschließen, zu irgend etwas seine Zustimmung zu geben, so sehr er auch wünschte, so schnell als möglich irgend etwas Zweckmäßiges angewendet zu sehen; denn er fürchtete, gerade das, was er thun lasse, schade vielleicht mehr, als es nütze, und der Arzt, wenn er komme, könne sagen, es wäre möglich gewesen, das Mädchen zu retten, wenn man kein falsches Mittel vor seiner Ankunft angewendet hätte. „Da sagte man am Ende gar, ich hätte die Tochter umgebracht," meinte er.

Er setzte sich an das Bett Martha's und ließ seine Blicke unverwandt auf dem leichenbleichen Gesicht derselben ruhen; aber lange ließ ihm die Angst keine Ruhe da. Er stand bald wieder auf und trat an das Fenster, um zu horchen, ob nicht vielleicht ein Wagen heranrolle, obgleich keiner seiner reitenden Boten, auch bei der größten Eile, die Stadt schon erreicht haben konnte. Nach einiger

Zeit setzte er sich von neuem an das Bett der noch immer todesstarr daliegenden Tochter, um bald nochmals aufzustehen und an das Fenster zu gegehen. So verbrachte er zwei qualvolle S unden. Endlich vernahm er wirklich näher und näher kommende rasche Hufschläge. Da holte er tief Athem, als sei ihm eine schwere Last, die ihm den Athem benommen, von der Brust gewälzt, und er ging rasch aus dem Zimmer hinaus, die Treppe hinunter vor die Thür des Hauses. Eben sprengte einer der Knechte in den Hof und schwang sich vor der Thür von dem keuchenden, mit Schaum bedeckten Pferde.

„In etwa einer Viertelstunde wird der Doctor da sein," sagte der Knecht. „Ich wartete in der Stadt nur, bis die Postpferde eingespannt wurden, dann jagte ich voraus, um es zu melden."

„Das vergesse ich Dir nicht, so lange ich lebe," antwortete Gerber. „Die zehn Thaler hast Du verdient. Jetzt sorge für das Pferd."

Nach kaum zehn Minuten erschien in der That ein Arzt, und ordnete sofort, während man ihm erzählte, was geschehen sei, die zweckmäßigsten Belebungsversuche an. Leider schien alles Bemühen vergeblich zu sein, so daß der Arzt anfing, eine bedenkliche Miene zu machen.

„Herr Doctor,“ sagte Gerber nach einer halben Stunde zu ihm, „geben Sie mir meine Martha lebendig wieder, und verlangen Sie dann viel Geld dafür. Ich geb's, denn ich hab's. Und sie ist Braut!“

„Jetzt!“ äußerte der Arzt nach Verlauf einer Viertelstunde, und seine Züge heiterten sich in etwas auf. Gerber glaubte, als er dies hörte und den Arzt dabei ansah, alles Schlimme, das er gefürchtet, sei vorüber. „Jetzt,“ fuhr der Arzt fort, „habe ich wirklich gefühlt, daß der Puls sich wieder regt. Nun dürfen wir hoffen!“

Die Bande des Todes, welche das Mädchen bereits umfangen hatten, begannen in der That sich zu lösen, allmälig zwar nur, sehr langsam, aber doch immer merklicher und deutlicher.

„Sie athmet!“ sagte nach einiger Zeit der Arzt. „Einen Spiegel!“

Gerber riß den ersten besten Spiegel von der Wand, ohne zu ahnen, was damit geschehen solle. Der Arzt hielt das Glas dicht vor den Mund Martha's und sagte dann: „Da! Sehen Sie den leichten Hauch daran? Sie lebt!“

„Gott sei's gedankt!“ fiel der Vater andächtig ein. Er beugte sich über die regungslos daliegende Tochter und sagte ihr, als könne sie seine Stimme

vernehmen, in einem so weichen Tone, wie man ihn von dem starken Manne kaum hätte erwarten sollen, während ihm dicke Thränentropfen über das Gesicht rannen:

„Meine Martha!“

„Sie wird gewiß auch bald die Augen aufschlagen,“ setzte die alte Haushälterin hinzu, und die Schmerzensthränen derselben schienen sich bereits in Freudenthränen zu verwandeln. „Sehen Sie, Herr Doctor, wie die Wimpern leicht zucken?“

Es schien in der That, als wollten die Augen Martha's sich öffnen, als sei aber die Last, welche die Lider geschlossen hielt, noch immer zu schwer. Auch der Puls wurde, wie der Arzt versicherte, deutlicher und der Athem voller.

„Nun,“ sagte er, „glaube ich mich verbürgen zu können, daß sie nach einiger Zeit ganz in's Leben und zum Bewußtsein zurückkehrt. Freilich,“ setzte er wohlweislich hinzu, um dem Vater nicht zu sichere Hoffnung auf die Rettung der Tochter zu machen, „freilich kann ich nicht wissen und voraussagen, was dann noch geschieht.“

Die günstigen Anzeichen erhielten und mehrten sich. Allmälig kehrte eine gewisse Wärme in die Glieder zurück und von den Lippen begann die bläulich weiße Leichenfarbe mehr und mehr zu

weichen. Dann hob sich, anfangs kaum merklich, die Brust, und die Beengung derselben löste sich in Seufzern; selbst die Augenlider öffneten sich, wenn auch zuerst nur, um sich alsbald wieder zu schließen. Die Hände begannen in leichtem Zucken sich zu bewegen; langsam hob sich nach einiger Zeit sogar ein Arm.

Michel Gerber stand in der gespanntesten und freudigsten Erwartung dabei. „Meine Martha!" rief er noch einmal, und siehe da! die Tochter schien die Stimme zu hören und zu erkennen, denn sie that die Augen ganz auf und richtete sie auf den über sie gebeugten Vater. Dann blickte sie verwundert auch die Anderen an und im Zimmer umher.

Sie erholte sich mehr und mehr; sie kam endlich ganz zum Bewußtsein und fand die Sprache wieder. Nachdem sie noch eine Zeit lang geruht und sich gesammelt hatte, antwortete sie selbst auf die Fragen, was ihr auf dem Friedhofe begegnet sei.

Sie habe, erzählte sie mit noch matter Stimme, lange auf dem Grabe ihrer Mutter gesessen und an die Heirath gedacht, welche ihr Vater wünsche, in die sie sich aber noch nicht finden könne; sie habe gebetet, geweint, und darüber alles Andere vergessen.

Michel Gerber zog, als er dies hörte, die Stirn in Falten, und der alte Zorn schien sich in ihm regen zu wollen, aber ein Blick auf die bleiche Tochter machte ihn alsbald wieder sanft und geduldig.

Allmälig, erzählte Martha weiter, habe sie eine außerordentliche, unerträgliche Angst überfallen, die sie gezwungen, an dem Grabe auf die Kniee zu sinken. Sie habe die Hände über dem Grabhügel gefaltet, nach dem Himmel hinauf gesehen, und wohl sogar halblaut gesagt: „Mutter! Mutter! Nimm mich zu Dir!" In demselben Augenblicke habe sich der Himmel über ihr in Feuer aufgethan, und eine feurige Wolke sie umgeben. Sie habe geglaubt, die Mutter, welche sie so verzweiflungsvoll gerufen, steige in Himmelsfeuer zu ihr nieder, aber sie habe den Gedanken nicht ausdenken können, denn gleichzeitig sei ein fürchterlicher Donnerschlag erfolgt, und was weiter mit ihr geschehen, wisse sie nicht.

Der Arzt, welcher die ganze Nacht über an dem Bette der Kranken blieb, reiste am frühen Morgen ab, versprach aber, im Laufe des Tages noch einmal zu kommen, und gab die strengste Weisung, Martha in dem Bett zu halten. Diese schlief später lange, anfangs sehr ruhig. Als sie

dann erwachte, klagte sie über Beängstigung. Dazu kam bald wachsende Unruhe und ein stechender Schmerz in der Brust. Der Arzt, welcher am Nachmittage wieder erschien, erkannte sofort die beginnende Brustentzündung. Die Krankheit steigerte sich schnell zur größten Heftigkeit. Es trat starkes Fieber und mit ihm Irrereden ein. In ihren Phantasien sprach Martha bald mit Angst und Entsetzen, bald mit Spott und unheimlichen Lachen von dem ihr bestimmten Bräutigam.

„Du bist bös, Vater," sagte sie einmal, „ich weiß es wohl, weil ich Dir ungehorsam bin, aber habe nur noch ein klein wenig Geduld mit mir. Die Mutter kommt auf einem feurigen Wagen vom Himmel und holt mich ab."

Der Vater, der dies hörte, hatte offenbar einen schweren Kampf in seinem Innern zu bestehen. Seiner Liebe zu der Tochter, und seinem aus dieser Liebe fließenden Wunsche, die Geängstigte zu beruhigen, und durch solche Beruhigung vielleicht zu schnellerer Genesung der Kranken beizutragen, stand seine festgewurzelte Ansicht von dem unbedingten Gehorsame der Kinder gegen die Eltern, so wie seine nichts weniger als erschütterte Ueberzeugung entgegen, daß die Heirath, die er stiften wollte, trotz alledem das

Glück Martha's begründen werde, welches sie nur nicht erkenne. Er konnte deshalb lange zu keinem Entschlusse kommen, und tröstete sich in seiner peinigenden Unruhe einigermaßen damit, daß er sich sagte, wenn er auch wirklich jetzt einen Entschluß zu Gunsten Martha's aussprechen wolle, werde sie ihm in ihren Irrsinn doch nicht verstehen, und es bleibe ihm also immer noch Zeit.

Auch mit mir schien sich die liebe Kranke in ihren Phantasien zu beschäftigen. Niemand freilich von denen, die um sie waren, ahneten dies, und ich allein konnte es errathen, als ich erfuhr, einmal habe ein gar liebliches, fast schelmisches Lächeln das Gesicht Martha's gleichsam verklärt, und sie dann in freundlich bittendem Tone gesagt:

„Ach nein! Nein! Nicht küssen!"

Da alle Mittel, die der Arzt anwendete, wirkungslos blieben, so schüttelte er besorglich den Kopf und er verhehlte es dem Vater nicht, daß jetzt die Tochter in großer Gefahr schwebe.

Michel Gerber hörte diese Worte an, als wären sie sein Todesurtheil.

Allmälig ließen die Irrreden und die Unruhe der Kranken nach, aber ihre Kräfte schwanden auch mehr und mehr. Sie wurde still und matt.

Michel Gerber saß den größten Theil des Tages und der Nacht in düstern, traurigen Schweigen am Bette der Kranken, und wenn er vielleicht auch nicht erkannte, daß die Schatten des Todes sich bereits über sie zu senken begannen, litt er doch nichts destoweniger Schmerzen, die tief in seine Seele griffen. Er fing, allem Anscheine nach an, sich Vorwürfe zu machen und Reue zu empfinden, denn er sagte sich, wenn er die Tochter nicht hätte zu einer Heirath zwingen wollen, würde die Verzweiflung sie nicht zu dem Grabe der Mutter getrieben und also auch der Unfall dort sie nicht betroffen haben. Der Stachel der Reue in seinem Herzen wurde nach und nach so scharf, daß er sich mehr und mehr zu dem Versuche gezwungen sah, gut zu machen, was noch gut zu machen sei. So benutzte er denn in der That einige der besten Augenblicke in dem Zustande der Tochter, faßte die eine Hand derselben, welche auf dem Bette lag, streichelte mit der andern Hand die bleiche Wange Martha's, und sagte, während ihm die Thränen in die Augen traten:

„Meine Martha! Bleibe bei mir! Thu' mir das Leid nicht an, mich zu verlassen. Du sollst den nicht heirathen, den Du nicht haben willst."

Um Martha's Lippen spielte ein leichtes Lächeln; sie sah den Vater mit dankbarer Freude an, und antwortete matt:

„Ich danke Dir, Väterchen! Ich wußte wohl, daß Du mir nicht immer zürnen würdest. O, nun Du mir verzeih'st, wird mir auch das Sterben leicht. Ach, es that mir so weh, in dem Glauben von Dir zu gehen, Du grolltest mir!"

„Du wirst nicht sterben; Du wirst gesund werden und leben, und — der liebe Gott wird für das Andere sorgen," fiel Michel schluchzend ein.

„Ja, so möchte ich wohl noch leben," sagte Martha, „aber es ist zu spät, ich fühl's; sterben muß ich."

Da stand Michel Gerber auf, denn der Schmerz, der ihn erfaßte, war stärker als er, der starke Mann. Er sank auf einen Stuhl, und weinte laut und bitterlich. Aber die Sehnsucht nach der sterbenden Tochter trieb ihn bald genug wieder an das Bett Martha's.

Als er sich da wieder niedergesetzt hatte, hob die Kranke mit Anstrengung eine Hand nach seinem Gesichte, um ihn zu liebkosen. Dabei sah sie ihn mit einem so lieblich bittendem Blicke an, wie er vielleicht den Augen der Engel eigen ist, und sagte:

„Väterchen, versprich mir, meine letzte Bitte zu erfüllen, die ich auf Erden noch an Dich zu richten habe.“

„Alles, Kind! Alles!“ sagte der Vater mit thränenerstickter Stimme.

„Ich bin Dir darin immer gehorsam gewesen, daß ich mich stets in unsere Tracht kleidete, obgleich sie mir lange nicht mehr gefiel. Ich fügte mich stets Deinem Wunsche, aber — sei mir nicht bös! — ein Mädchen in Altenburger Kleidung sieht im Leben häßlich aus, im Tode aber, im Sarge, wird sie gar widerwärtig. Mir graut vor mir, wenn ich mir denke, daß ich auch so im Sarge liegen soll. Versprich mir — es ist die letzte Bitte Deiner Martha — laß mir, wenn ich todt bin, ein weißes städtisches Kleid anlegen, mein Brautkleid, und mir eine weiße Rose in die Hand geben.“

Sie schwieg, und Michel Gerber nickte nur wiederholt, zum Zeichen, daß er thun wolle, was sie wünsche, denn sprechen konnte er nicht.

Nach einer Pause begann Martha noch einmal.

„Laß auch — Lenz zu meinem Begräbniß holen, damit er mich auch im weißen Kleid noch einmal sieht. Willst Du, Väterchen?“

„Alles, was Du willst!“ sagte der Vater. Er

ließ dann den Kopf auf das Bett sinken und barg da sein von Thränen überströmtes Gesicht. Martha aber legte ihre beiden Hände wie segnend auf das Vaterhaupt und ihre Lippen bewegten sich im stillen Gebet. Dann schloß sie die Augen.

Einige Stunden darauf war sie — zu der Mutter gegangen.

Michel Gerber saß lange sprachlos und in sich zusammengesunken da. Dann raffte er sich gewaltsam auf, um die Anstalten zur Beerdigung der Tochter zu treffen. Gleichzeitig erwachte in ihm aber auch der alte Stolz des reichen Bauers, der selbst in dem Begräbniß seiner Verstorbenen Befriedigung sucht und zu finden weiß. Seine Martha sollte ein „Leichenbegängniß" erhalten, wie es im Dorfe und in der Umgegend nie zuvor gesehen worden sei.

Er fuhr am Morgen des nächsten Tages nach der nächsten größeren Stadt, um den kostbarsten und theuersten Stoff, den er finden könnte, zum Grabkleid seiner Tochter auszusuchen, und er entschied sich endlich, nach langer Wahl, für schweren weißen Atlas, schon aus dem Grunde, weil er glänzte „wie Silber". Er erfüllte auch gewissenhaft den zweiten Wunsch Martha's, der mich noch einmal zu ihr berief.

So sehr ich mich aber auch beeilte, konnte ich doch erst erscheinen, als der Sarg bereits auf der Bahre im Hofe stand und die Leidtragenden sämmtlich in dem Hause versammelt waren.

Der Zug ordnete sich bald darauf. Voran wurde das Bild des Gekreuzigten getragen. Dann folgten die Schulknaben mit ihrem Lehrer und dem Geistlichen im Priestergewande. Hinter diesen schwankte die Bahre, mit Blumen reich geschmückt, von zwölf jungen Burschen getragen und von zwölf Jungfrauen umgeben, deren jede eine weiße Rose in der rechten Hand hielt. Nach dem Sarge ging, tief gebeugt, fast gebrochen, Michel Gerber an der Spitze seiner Verwandten, die sämmtlich geladen und erschienen waren. Ihnen schlossen sich alle männlichen Bewohner des Dorfes an.

So bewegte sich der Trauerzug langsam, unter dem Geläute der Kirchenglocken und dem Gesang der Schulknaben, durch das Dorf nach dem Friedhofe, auf dem nicht nur alle Weiber und Mädchen des Dorfes, sondern auch viele Fremde von nah und fern bereits versammelt waren, denn alle wollten die Tochter des reichen Michel Gerber sehen, weil das Gerücht die Kunde weit um-

her verbreitet hatte, Martha wäre im Sarge so schön „wie eine Prinzessin.“

Vor dem Geländer, welches das Grab der Mutter umschloß, hielt der Zug an und bildete einen Kreis. In diesem Kreise wurde die Bahre niedergelassen und, der Sitte gemäß, der Deckel vom Sarge genommen, damit Alle die Todte noch einmal sehen könnten.

Als der Sarg geöffnet war, lief durch das laute Weinen umher ein allgemeines Ah! der Bewunderung.

Da lag Martha in dem weißen glänzenden Gewande, mit einem Kranz weißer Rosen auf dem jungfräulichen Haupte, mit einer weißen Rose in der Hand, mit freundlichem Lächeln um den für immer geschlossenen Mund, und sie sah in diesem Schmuck, wie er ihr ziemte, so schön aus, daß die Versammelten kaum glauben konnten, es sei dieselbe Martha, die sie Alle gekannt hatten. Was ich bei dem Anblick empfand, kann ich nicht beschreiben, aber auch ich staunte über diese Schönheit im Sarge und bedachte bei mir, da Martha im Tode so schön sei, wie bezaubernd sie erschienen sein würde, wenn das Geschick ihr gestattet hätte, im blühenden Leben, in der Freude des

Glücks, in dem Glanze der Liebe, in einer ihr ziemenden Kleidung sich zu zeigen.

Der Geistliche hielt eine von warmem Gefühl eingegebene kurze Rede und sprach den Segen der Kirche über die so früh Entschlafene. Darauf schloß man den Sarg von neuem, senkte ihn in den Schooß der Erde und bald bildete sich neben dem Grabhügel der Mutter jener der Tochter. Gerber stand die ganze Zeit über unbeweglich da und hielt sich fast krampfhaft an dem Eisengeländer fest. Mit Gewalt fast mußten wir ihn endlich hinwegführen. Bei dem großen „Leichenessen", das dem Herkommen gemäß in dem Trauerhause den Leidtragenden gegeben wurde, berührte er, gegen seine Gewohnheit, fast nichts von den Speisen. Nach der Beendigung dieses traurigen Mahles, als die Uebrigen sich zur Heimkehr anschickten, nahm er mich bei Seite und sagte:

„Herr Lenz, mit Ihnen habe ich noch zu reden, aber morgen erst, heute kann ich es nicht. Bleiben Sie bei mir — wie sonst!"

Ich blieb.

Am andern Morgen geleitete mich Michel Gerber in sein „Cabinet", ein einfaches, freundliches Stübchen.

„Erinnern Sie sich," begann er da, „daß der

Schneider auf dem Tanzplatz mir einmal zurief: Hochmuth kommt vor dem Falle? Jetzt, da mich das große Unglück getroffen hat, sagen das alle Anderen nach. Ich hätte zu hoch hinaus gewollt mit der Martha, meinen die Leute, darum habe der liebe Gott sie von mir genommen und mich so gestraft. Hätte ich das Mädchen erziehen lassen, sagen sie, wie die Mädchen im Dorfe erzogen werden, so würde sie heute noch leben. Ich trüge also die Schuld an ihrem Tode. Sie haben Martha gut gekannt und sie hielt auch viel auf Sie. Was sagen Sie? Habe ich Unrecht daran gethan, daß ich ihr Bildung geben ließ."

Was sollte ich dem betrübten Vater sagen? Konnte, durfte ich ihm jetzt geradezu Alles vorhalten, was er an der Tochter gesündigt hatte? So bald nach ihrem Verlust?

„Nein, Herr Gerber," antwortete ich nach einigem Ueberlegen, „Sie haben sicherlich nicht nur nicht Unrecht, sondern im Gegentheil sehr wohl daran gethan, daß Sie der Martha eine gute Erziehung und eine höhere Bildung geben ließen, denn jede Art von Bildung ist auch eine Veredlung. Nur in der Verwendung der Bildung kann fehlgegriffen werden und wird gefehlt. Sie glauben, und Viele mit Ihnen, Bildung sei weiter nichts

als Wissen, ein Ansammeln von mehr oder weniger Kenntnissen, ein Aneignen von verschiedenen Fertigkeiten. Das ist aber ein Irrthum, wenn auch ein verzeihlicher. Kein Theil, d. h. keine Kraft des menschlichen Geistes kann für sich allein ausgebildet werden, ohne daß die anderen davon auch berührt werden, wie wenn man ein Rad in der Uhr in Bewegung setzt, dasselbe in die anderen eingreift und sie ebenfalls zu treiben beginnt. Hat z. B. das Gedächtniß Schätze angesammelt, so fängt der Mensch an, unbewußt vielleicht zuerst und ohne daß er es will, diese Schätze unter einander zu vergleichen. So wird das Urtheil geweckt und es bilden sich Ansichten über Schön und Häßlich, Gut und Böse, Recht und Unrecht. Der gebildete Geist läutert, reinigt und veredelt das Gemüth. Nun wissen auch Sie recht wohl, daß Gleich sich gern zu Gleich gesellt. Der gebildete Geist verkehrt am liebsten mit einem gleichgebildeten, und der geläuterte Geschmack sucht das Edle und Schöne. Unwissenheit und Rohheit verletzen sie und stoßen sie ab. Darum kann ein Gebildeter nun und nimmermehr unter Ungebildeten sich wohl fühlen, und wenn er gezwungen ist, immer unter solchen zu leben, so wird er sich

elend und unglücklich fühlen und endlich zu Grunde gehen."

„Wenn die Bildung," fiel Michel Gerber ein, „nicht für Alle und nicht überall gut ist, dann taugt sie überhaupt nichts. Und Sie sind also doch auch der Meinung, ich hätte der Tochter die Bildung nicht geben sollen, die sie hat?"

„Keineswegs. Sie hätten nur Martha mit ihrer Bildung nicht dahin bringen sollen, wohin sie nicht paßte."

„Ich hätte sie also nicht einem Bauer zur Frau geben sollen, meinen Sie?"

„Jede gebildete Frau wird an der Seite eines ungebildeten Mannes unglücklich."

„Dann hol' der Teufel die Bildung, wenn das wahr ist!"

„Sie wollen die Sonne auslöschen, weil sie Ihnen einmal lästig war, und vergessen ihre sonstigen wohlthätigen Wirkungen."

„Das ist mir Alles zu hoch, sehen Sie; ob's wahr ist, weiß ich nicht. Martha hatte Sie sehr gern, und ich glaube, sie hätte sich gar nicht gegrämt, wenn sie hätte Ihre Frau werden sollen. Aber Ihnen hätte ich sie auch nicht gegeben. Die Hauptsache in der Welt ist und bleibt das Geld. Wer Geld hat und keine Bildung, wie

ich, ist ein ganzer Kerl! Alle haben Respect vor ihm; wer aber nur Bildung und kein Geld hat, bleibt immer nur ein halber Mensch. Aber Geld und Bildung, wenn's sein kann, das ist mein Grundsatz. — Der Tod der Martha hat mich sehr erschüttert, aber ich überwind's, und dem Sohne lasse ich doch auch Bildung geben, wenn auch die Tochter vielleicht daran gestorben sein sollte. Sie hatte viel von ihrer sehr schwachen Mutter geerbt; der Junge hat meine Natur, und der wird an der Bildung nicht sterben."

„Sein Unglück ist vielleicht das Geld," sagte ich.

Michel Gerber sah mich an, als begreife er diese Worte nicht, und er antwortete auch nicht darauf.

Jedes weitere Gespräch über diesen Gegenstand mußte ein nutzloses sein, und so verließ ich bald das Haus, das mir jetzt öde und leer erschien, seit die nicht mehr da weilte, die sein schönster Schmuck gewesen war.

Drittes Kapitel.

Der Tod Martha's hatte mich tief betrübt, wie ja das Zerstören und Vergehen alles Anmuthigen und Schönen schmerzliches Bedauern erregt; ihr liebliches Bild trat aber dennoch in meiner Erinnerung allmälig mehr und mehr zurück. Das Leben auf der Universität mit all' seinem Reize wie mit all' seinem Ernst nahm mich ja in Anspruch. Ich entzog mich weder dem Einen noch dem Andern, nahm vielmehr bald an den Lustbarkeiten und wohl auch muthwilligen Streichen Theil, bald versenkte ich mich tief in mein Studium. Warum weitläufig darüber sprechen? Das Universitätsleben ist, mit kleinen unbedeutenden Veränderungen, für Jeden dasselbe.

So vergingen Jahre. . .

Ich war Doctor der Medicin geworden und wartete auf Kranke, die meine Wissenschaft in Anspruch nahmen. So oft ich aber auch meinen

Namen und meine Wohnung in dem gelesensten Localblatte bekannt machte, so sehr in die Augen fallend mein Name an der „Nachtklingel“ an dem Hause zu lesen stand, in welchem ich meine Wohnung genommen hatte, es vergingen Tage, Wochen, Monate, ohne daß Jemand nach mir fragte.

Eines Tages, im Anfang des Winters, als ich vom Mittagsessen aus dem Hôtel nach Hause kam, fand ich ein an mich gerichtetes parfümirtes Briefchen vor, dessen Anblick schon mich mit freudiger Hoffnung erfüllte. Dieser Brief konnte nur von einer vornehmen Dame herrühren, und ich sah mich schon im Geist als fashionablen Damenarzt, von allen jungen und alten Collegen beneidet. So neugierig ich indeß auf den Inhalt des Briefes, namentlich aber auf den Namen der Schreiberin war, betrachtete ich doch das Billet von allen Seiten, ehe ich dasselbe erbrach. Die Adresse war jedenfalls von weiblicher, aber sehr geübter und sicherer Hand geschrieben. In dem kleinen Siegel befand sich kein Wappen, wie ich erwartet hatte, sondern ein schwebender Schmetterling. Endlich erbrach ich den Brief und las:

„Herrn Doctor Lenz bittet um einen Besuch heute Nachmittag sechs Uhr
... straße Nr. 5. Generalin von Weilen.“

„Generalin von Weilen!“ las ich nochmals laut. „So heißt doch die Dame, die sich vor einiger Zeit in unserer Stadt niedergelassen hat, deren Schönheit allgemein bewundert wird und die allen Männern, den jungen wie den alten, die Köpfe verdreht? Jedenfalls habe ich also wenigstens Gelegenheit, die Allgefeierte zu sehen. Wenn sie mich zu ihrem Arzte wählte, wäre mir geholfen, denn sie brächte mich sicherlich in die Mode.“

Pünktlich zur bestimmten Stunde begab ich mich in das mir bezeichnete Haus, das in einem Garten stand und zog die Klingel an der Thür der Parterrewohnung, an der ich den Namen von Weilen bemerkte. Ein hübsches Kammermädchen öffnete und ersuchte mich, als ich meinen Namen genannt hatte, in dem angenehm erwärmten, mit Blumentischen und Spiegeln geschmückten, durch eine Ampel von rothem Glas magisch erleuchteten Vorsaale „nur einen Augenblick“ zu warten. Sie trat dann in ein Zimmer, kam aber gleich darauf zurück, um mich in dasselbe eintreten zu lassen.

In diesem elegant möblirten, durch zwei große Lampen mit grünen, dünnen Schleiern beleuchteten Zimmer kam mir eine Dame entgegen, deren Erscheinen wohl zu überraschen, zu blenden, ja zu entzücken vermochte. Sie war ziemlich groß, aber

m schönsten Ebenmaße gebaut, und vielleicht zwanzig und einige Jahre alt. Das regelmäßige Gesicht umrahmte reiches aschblondes Haar, aus den braunen, schönen Augen leuchtete Geist, und um den reizenden Mund spielte ein freundliches Lächeln, in dem wohl auch Schelmerei versteckt lag. Die Züge verriethen sehr deutlich stolzes Selbbewußtsein und Entschlossenheit. Sobald der erste Blick auf sie gefallen war, sagte ich mir, daß ich dieses Gesicht irgend einmal schon gesehen habe, aber ich vermochte nicht mich zu erinnern, wann und wo.

Die Dame begrüßte mich freundlich mit den Worten:

„Es ist mir lieb, Herr Doctor, daß Sie kommen."

„Ich beeilte mich, dem Befehle der gnädigen Frau Folge zu leisten," entgegnete ich, aber ich setzte auch, mit einem bewundernden Blick auf die schöne, junge Frau, hinzu: „krank sind wenigstens Sie nicht, Frau Generalin."

„Vom Kranksein ist auch gar nicht die Rede," antwortete sie lachend, und meine Träume von goldener Praxis begannen bereits zu zerfließen. „Ich wollte nicht den Arzt sprechen, Herrn Doctor Ulrich Lenz," fuhr sie in komisch-ehrerbietigem Tone fort, „der sich täglich im Blatte ankündigt,

wie ich gelesen habe, sondern den Freund sehen, der gescholten zu werden verdient, weil er nicht von freien Stücken zu mir kam, sondern wartete, bis ich ihn rufen ließ."

Ich wollte entschuldigend antworten, denn noch immer erinnerte ich mich der Dame nicht; aber sie fuhr fort:

„Haben Sie wirklich nicht gewußt, daß ich hier bin? Haben Sie mich noch nicht gesehen? Wo und wie leben Sie, Einsiedler? Erkannten Sie mich nicht wenigstens sogleich? Nicht? Schämen Sie sich!"

Sie reichte mir die Hand, und ich neigte mich, diese schöne Hand huldigend und entschuldigend zu küssen; aber ehe meine Lippen sie berühren konnten, zog sie die Hand rasch zurück und versetzte lachend:

„Die Hand? Und haben mich sonst so oft auf den Mund geküßt? Wissen Sie auch dies nicht mehr?"

Ich mochte ein sehr verlegenes Gesicht machen, denn die Dame lachte immer herzlicher. Dann sagte sie:

„Kommen Sie her zu mir auf das Sopha, damit Sie es bei dem Rathen wenigstens bequemer haben, als im Stehen."

Sie nahm Platz auf dem Sopha, und während ich ihrer Aufforderung zufolge mich neben sie setzte, sie mir dann das Gesicht bald en face, bald im Profil vorhielt, fuhr sie neckend fort:

„Sehen Sie mich genau an; denn wehe Ihnen, wenn noch eine halbe Minute vergeht, ohne daß Sie mich wiedererkennen!"

Als sie vorhin davon gesprochen, daß ich früher oft ihren Mund geküßt, dachte ich allerdings an Sophie von Bahren, aber ich sagte mir auch zugleich, sie könne es nicht sein, weil diese doch unmöglich so schön und so elegant hätte werden können. So sagte ich denn endlich:

„Ich erinnere mich allerdings einer Dame, der man eine gewisse Aehnlichkeit mit Ihnen hätte zuschreiben können, gnädige Frau, aber ..."

„Kein Aber, Doctorchen! Es ist die Sophie, die Freundin — Ella's," setzte sie mit eigenthümlich schalkhaftem Lachen hinzu. „Diese haben Sie am Ende wohl auch vergessen? Wissen Sie etwas von ihr? Sie ist auch verheirathet, aber glücklich scheint sie in ihrer Ehe auch nicht zu sein. Sie war eine Zeit lang in religiöse Schwärmerei verfallen, und ist vielleicht noch nicht ganz davon geheilt. Sie wäre damals am liebsten katholisch geworden oder gleich Nonne! Können Sie sich

das vorstellen? Sie denkt aber noch immer, ich weiß es, mit Freuden an unsere schöne Jugendzeit, und sie hat auch ihren damaligen Verehrer" — das Wort betonte sie besonders und mich sah sie dabei lächelnd an — „nichts weniger als vergessen. Wir Frauen haben überhaupt weit mehr Treue — des Gedächtnisses, als Ihr Männer, wie ich heute mit Schrecken wieder an Ihnen gesehen habe. Wünschen Sie nicht, jene „süße Freundin" wiederzusehen? Sie wird zu mir kommen."

Sie sprach so schnell und so ohne alle Unterbrechung, daß es mir kaum möglich wurde, meine Freude über das Wiedersehen auszusprechen, was ich doch der Artigkeit wegen thun mußte.

„Sie sind verheirathet?" konnte ich nach einiger Zeit fragen.

„Gott sei's gedankt, nicht mehr!" antwortete sie, und über ihr Gesicht zog eine leichte Wolke. „Man zwang mich, als ich noch ein junges, unerfahrenes Ding war, meine Hand dem General von Weilen zu geben, einem fast siebenzigjährigen Greise, der mich nur heirathete, um sagen zu hören und sagen zu können, er habe die schönste Frau in der Stadt, in der er lebte. Ach, Doctor, ich habe viel gelitten bei ihm! Er hütete mich so eifersüchtig wie seine alten häßlichen Bücher, die ihm

offenbar mehr am Herzen lagen, als mein Wohl, und in denen er die Mittel suchte, sich jugendlich zu erhalten. Ich danke ihm nichts, als daß er schon nach einem halben Jahre unserer sogenannten Ehe, wahrscheinlich an den Folgen eines Geheimmittels, starb, das er nach einem alten Recepte gebraut hatte. Er hinterließ mir seinen Titel und altadeligen Namen neben einem recht hübschen Vermögen, dieses aber unter der schändlichen Bedingung, daß ich seine Bücher, seinen „Schatz,“ wie er sie nannte, gewissenhaft bewahre und immer in meiner Nähe habe. Nur der Tod oder — meine Verheirathung trennt mich davon.“

„Dann werden Sie ihrer bald genug ledig sein,“ fiel ich ein, „denn eine junge Wittwe, die so schön ist ...“

„Ich heirathen?“ unterbrach sie mich. „Seit ich bei Verstande bin? Meine Freiheit verkaufen? Jedes Jahr guter Hoffnung sein? Kindergeschrei? Brr! brr! Ich unterwerfe mich und gehorche keinem Manne, wer er auch sei.“

Bei diesen Worten stand sie rasch auf, nahm eine Stellung wie eine tragische Heldin auf der Bühne, und declamirte mit komischem Pathos:

Doch Keiner von den Männer allen
Soll meiner Herrschaft sich entziehn!

„Fürchten **Sie** sich nicht!“ unterbrach sie sich lachend, und sie legte die Hand auf meinen Arm. „Ihnen gilt das nicht, denn Sie sind mein Freund. Alle anderen Männer aber sehe ich als Feinde an, die ich zu bekämpfen, zu besiegen und zu knechten habe. Wie ich das anfange? Ein ganzes System dieser Kriegskunst habe ich mir ausgedacht und auch — nicht gar selten bereits erprobt.“

Sie declamirte weiter:

„Das **Herz** will ich, denn mein ist dann der Mann,
Wenn eine andre auch den Namen trägt.“

Dann unterbrach sie sich wieder und sagte:

„Trinken Sie eine Tasse Thee mit mir, Doctorchen! Keine Widerrede! Ich lasse Sie nicht fort, denn Zeit haben Sie gewiß genug. Die Zahl Ihrer Kranken wird nicht gar groß sein,“ setzte sie lächelnd hinzu.

Sie klingelte und befahl dem eintretenden Kammermädchen, das Theegeschirr zu bringen.

„Und Niemand wird vorgelassen,“ setzte sie zu dem Mädchen hinzu, „**Niemand!** — Wir reden von sonstigen Zeiten, Doctor,“ fuhr sie wieder zu mir gewendet fort, „und ich erzähle Ihnen von meinen Kriegskünsten gegen die Männer. Sie **müssen** bleiben.“

Sie setzte sich wieder neben mich auf das Sopha und bereitete dann den Thee in der anmuthigsten und zierlichsten Weise. Dabei sprach sie fast ununterbrochen, erzählte kleine Abenteuer aus unserer Pfänderspielzeit, lachte herzlich darüber und sagte endlich, während sie mir mit einer Art unverkennbar dankbarer Rührung nochmals die Hand reichte:

„Sie ahnen nicht, wie glücklich ich bin, daß Sie zu mir gekommen sind! Ich fühle mich so leicht und heiter, wie ich es Jahre lang nicht gewesen bin. Die schöne Jugendzeit! Wenn man da nur nicht gar zu dumm wäre, oder wenigstens keine albernen Verwandten hätte! — Vielleicht wäre auch ich jetzt eine glückliche Frau, und die Grasaffen ständen wie die Orgelpfeifen vor mir. Aber nein! Nicht sentimental werden! Es sollte nicht sein; das Schicksal hatte mich zu Höherem berufen, zu einer — Geißel der Männerwelt. — Nichts da!“ unterbrach sie sich, als ich sie abhalten wollte, mir noch eine Tasse Thee einzuschenken. „Diese trinken Sie noch!“ setzte sie in lächelndem Commandotone hinzu. Gleichzeitig nahm sie mit dem Löffel etwas Thee aus dieser meiner Tasse, in welche sie vorher sehr viel Zucker ge-

worfen hatte, kostete, legte mir den Löffel dann wieder hin und sagte: „für einen Arzt süß genug!"

Mich aber drängte die Neugier, von dem Leben und Thun der schönen Frau wo möglich etwas zu erfahren; ich nahm mir also vor, sie geradezu zu fragen, und begann deshalb:

„Frau Generalin . . ."

„Wenn Sie mich noch einmal „Frau Generalin" nennen und mich damit an mein Elend erinnern, sind wir Freunde gewesen. Nennen Sie mich doch Sophie, wie sonst, oder Freundin, oder wenn dies Alles dem Herrn Doctor zu vertraulich klingt, meinethalben „gnädige Frau."

„Gnädige Frau," begann ich nun zum zweiten Mal.

„Also doch? Pfui, Doctor!" unterbrach sie mich nochmals, und sie schlug mich dabei leicht auf die Hand.

„Liebe gnädige Frau," fing ich zum dritten Mal an, aber auch diesmal ließ sie mich nicht ausreden, sondern fiel ein:

„Nun, wenn Ihnen das Andere gar zu schwer wird, so mag dies für heute angehen. Aber was wünschen Sie, Freund, Sie reden ja nicht."

„Sie versprachen mir von Ihrer Kriegskunst zu erzählen, welche Sie gegen die armen Männer

anwenden," sagte ich, denn meine Neugier wuchs mehr und mehr, etwas über die ungewöhnliche Frau zu erfahren.

„Das ist eine weitläufige Geschichte," antwortete sie, und sie lehnte sich bequem in die Sophaecke zurück, stützte den rechten Ellenbogen auf das Kissen und den Kopf in die Hand, welche dann mit dem weichen vollen Haar spielte. „Und zuerst muß ich Sie auf das Gewissen fragen, ob Sie mich wirklich für eine schöne Frau halten."

„Für blendend schön," antwortete ich aufrichtig, denn sie war es in der That.

„Blendend?" wiederholte sie lächelnd. „Dann wahren Sie Ihre Augen, lieber Freund. Ein einfaches Ja wäre vollkommen hinreichend und mir sogar lieber gewesen. Mit Ja aber mußten Sie antworten, wenn Sie mein System verstehen und an seine Wirkung glauben sollen."

„Also Ja," schöne, gnädige Frau!" sagte ich

...sserlicher Sünder, aber
...sse die Männer,"
...t drohenden Ton,
mir gegenüber
...ertraulichen
...enz, und

überhaupt hasse ich die Männner nicht meinetwegen, denn ich selbst habe mich über die Einzelnen gerade nicht sehr zu beklagen. Ich hasse das männliche Geschlecht aus Grundsatz, weil es die Herrschaft an sich gerissen hat und die Frauen tyrännisirt und wie Sclaven behandelt. Der Mann steht an Körperstärke und an Geisteskraft über dem „schwachen Geschlecht," sagen sie, folglich gebühre ihm die Herrschaft. Er macht also auf das Recht des Stärkern Anspruch, ohne zu bedenken, daß dieses sogenannte Recht kein Recht, sondern eine Anmaßung ist, eine lächerliche, die auf einer Lüge beruht. So körperlich stark ein Mann sein mag, einer schönen Frau gegenüber ist er schwach wie ein Kind; so groß seine Geisteskraft ist, jedes nicht ganz gewöhnliche Weib überlistet und täuscht ihn, und der Anblick einer schönen Frau verblüfft und verwirrt ihn ganz und gar. Die Herrschaft gebührt den Männern, sagen sie, aber die Mächtigsten sogar werden zu kriechenden Sclaven vor einem schönen Weibe. Wie das Recht über der Anmaßung, steht also über der Stärke und Kraft die Schönheit. Ihr allein gebührt die Herrschaft. Und hat die Welt etwas Schöneres aufzuweisen als ein schönes Weib? „Das Höchste von allen Gütern ist der Frauen

Schönheit!" sagt Schiller, der als Dichter weiter sah als die anderen Männer."

Sie hatte sich, als sie die Schiller'schen Worte anführte, stolz emporgerichtet, nahm aber gleich darauf ihre frühere, nachlässig bequeme Stellung wieder ein.

„Das schöne Weib ist die geborene Herrscherin," fuhr sie in einem Tone fort, in dem gleich viel Ernst und Scherz lag. „Ich bin ein schönes Weib — Sie selbst haben es gesagt, Lenz — mein Beruf schreibt mir also vor, das Recht der Schönheit in Anspruch zu nehmen und die Männer zur Anerkennung dieses Rechts zu zwingen. Es ist dies aber auch gar nicht schwer, im Gegentheil mit sehr kleinen Mitteln zu bewirken. Ein holdseliges Lächeln," fuhr sie spottend fort, „ein freundlicher Blick, eine Miene scheinbaren Einverständnisses, ein verstohlener leichter Druck der Hand, ein vertraulicher Ton in Gegenwart eines Nebenbuhlers, das Alles kostet nichts, wirkt Wunder und beugt die starrsten Kniee. Ja, die stolzen Herrscher, wie sie sich nennen, erkaufen ihre Demüthigung, ihre Erniedrigung, ihre Sclaverei. Gold und Juwelen, ihr häusliches Glück und ihre Ehre opfern sie bereitwillig auf dem Altar, vor dem sie niedersinken."

„Gnädige Frau," antwortete ich mit halbem Lächeln, obgleich ich wirklich fühlte, was ich aussprach, „Offenheit gegen Offenheit! Mir graut vor Ihnen, denn Sie sind furchtbar-schön wie Gorgona."

„Nicht wahr?" entgegnete sie. „Daß Sie dies erkennen und gegen mich aussprechen, freut mich um Ihretwillen. Es wird Sie schützen vor vielleicht kommender Gefahr," setzte sie mit einem Blick hinzu, der sehr deutlich aussprach, welche Gefahr sie meinte.

„Wehe den Männern, die in Ihren Zauberkreis kommen, namentlich den jungen und unerfahrenen!" setzte ich hinzu.

„Mit den Letzteren fühle ich selbst ein gewisses Mitleid, aber ist es nicht die Natur der Flamme, daß sie leuchtet und brennt, und darf man es ihre Schuld nennen, wenn die Mücke sich an ihr verbrennt? Ich thue solchen Unerfahrenen gegenüber was in meinen Kräften steht, um sie fern zu halten; ich behandle sie so kalt als möglich, und komme ihnen in keiner Weise entgegen, leider aber entzündet solche Kälte die Leidenschaft nicht selten nur um so heftiger, wie manche Stoffe um so stärker brennen, wenn Wasser darauf gegossen wird. Eine wahre Lust gewährt es mir dagegen, meine Macht an den

Männern zu erproben, welche die Welt kennen oder doch kennen sollten, und die sich einbilden, jedes Frauenherz erobern zu können. Solchen gegenüber bin ich unbarmherzig," versicherte sie, und in ihren Augen glühte ein unheimliches Feuer. „An den Qualen dieser Männer weide ich mich," fuhr sie leidenschaftlich fort, „weil ich mich ihnen gegenüber am sichersten fühle, und sie wirklich verdienen, was sie leiden. Es giebt da oft eine Art Wettkampf von Koketterie, der mich wenigstens eine Zeit lang unterhält. Ich weiß nicht, ob Sie wissen, lieber Lenz, daß manche Männer vollendetere Koketten sind, als die kokettesten Weiber, aber *mir* sind auch diese nicht gewachsen, denn ich bin kalt und bleibe kalt, während sie sich nur kalt stellen und das Feuer der Leidenschaft in ihnen um so verzehrender glüht, als sie dasselbe verhüllen zu müssen glauben. Wie vortrefflich Manche dann die unglücklich Liebenden und die Verzweifelnden zu spielen wissen, und wie sicher sie durch solches Gaukelspiel ein gewöhnliches Frauenherz häufig genug täuschen und betrügen, ich lache darüber, denn mein Herz kennt das *Mitleid* mit Männern nicht, auf das sie bei ihrem Spiel bauen. Am grausamsten aber bin ich gegen die verheiratheten Männer, die mir

ihre Huldigungen entgegenbringen. Sie begünstige ich scheinbar am meisten, sie zeichne ich vorzugsweise aus, um sie schneller und tiefer in den Wirbel der Leidenschaft hinein zu ziehen, auf die Gefahr hin, daß sie darin untergehen. Sie verdienen unterzugehen, in allem Schmerz und Leid unterzugehen. Sie sind es vor Allen, an denen ich unser Geschlecht zu rächen habe, weil sie sich an ihrer Frau, und in ihr an uns Allen versündigen. Mit ihren Frauen freilich habe ich auch häufig nur einen gewissen Grad von Mitleid, weil sie meist einen Theil der Schuld tragen, wenn der Mann sich von ihnen abwendet, wäre es auch nur die Schuld, daß sie nicht klug genug sind, ihn an sich zu fesseln und so vor Gefahr zu bewahren."

„Und fürchten Sie die Nemesis nicht?" erlaubte ich mir die schöne Frau zu fragen, die sich in ziemliche Aufregung hineingesprochen hatte.

„Die Liebe meinen Sie, Lenz? Vor der Liebe zu einem Manne schützt mich erstens mein Haß gegen die Männer, und dann steht auch mein Herz unter dem strengsten Commando des Verstandes."

„Und Ihr — Ruf?" fragte ich zögernd, denn ich glaubte diese Frage aussprechen zu dürfen,

nachdem die Generalin mir solches Vertrauen bewiesen und so rücksichtslos gesprochen hatte.

„Wer etwas Ungewöhnliches wagt, muß sich über die landläufigen Vorurtheile, über die herkömmlichen Formen und Convenienzen zu erheben im Stande sein. Und — wenn es auch nicht recht paßt, ich spreche es doch aus, weil mir es eben einfällt — ist nicht Aspasia so unsterblich als ihr großer Freund Perikles?"

So plauderten wir lange, denn trotz Allem, was meinen Ansichten von ächter und schöner Weiblichkeit in dem Wesen Sophiens widersprach, besaß sie doch einen eigenthümlichen, ich möchte sagen, fremdartigen Reiz, dessen Wirkung ich mich nicht entziehen konnte, und überdies glaubte ich zu errathen, daß jenes Unweibliche nur eine angenommene Maske sei, hinter welcher sie verbergen wollte, was sie zu verhüllen Grund und Ursache haben mochte.

Es war spät geworden, als ich mich erhob, um mich zu verabschieden, aber trotz der späten Stunde entließ sie mich nur mit Widerstreben und gegen das feierliche Versprechen, bald wieder zu ihr zu kommen. Dann reichte sie mir die Hand und sagte weich, fast in bittendem Tone:

„Doctorchen, beurtheilen Sie meine thörichte Aufrichtigkeit nicht böswillig."

Wie im Rausche kehrte ich nach meiner Wohnung zurück. Es schwirrten mir allerlei seltsame Gedanken durch den Kopf, und wunderliche Gefühle wogten in meiner Brust. Aus der Thür meines Hauses trat mir zum Glück Freund Engel entgegen, von dem ich lange nichts gehört, ja, den ich leider fast vergessen hatte. Sein Anblick und noch mehr seine Anrede vertrieb sofort das Gefühl des Schwindels — ich kann es nicht anders bezeichnen — in dem ich mich seit meinem Besuch bei der „Generalin" befunden habe.

„Gut, daß ich Dich doch noch treffe!" sagte Engel, als er mich erkannte. „Komm sogleich mit mir. Meine Frau ist krank."

„Deine Frau?" fragte ich, laut auflachend. „Wie bist Du zu einer Frau gekommen, und so bald?"

„Davon ein andermal," antwortete er im ruhigen Ernst, und er zog mich eilig mit sich fort.

„Du wohnst in derselben Stadt, wie ich, und ich weiß es nicht?" fragte ich im Weitergehen. „Du hast Dich sogar verheirathet, und mir es nicht angezeigt?"

„Das ist eine lange, aber sehr einfache Geschichte, die ich Dir später erzähle, wenn Du sie hören willst. Jetzt komm nur schnell.“

Wir gingen raschen Schrittes nach einer ziemlich abgelegenen Straße, und da, in einem Hause, das nur drei Fenster in der Front hatte, drei schmale, ganz dunkle Treppen hinauf.

„Lorchen!“ rief Engel, als wir die Mitte der dritten Treppe erreicht hatten, und bald öffnete sich oben eine Thür, in welcher sich eine zierliche weibliche Gestalt zeigte, die ein Licht hoch empor hielt, damit es weithin leuchte.

„Ich bringe den Freund, den Doctor,“ sagte Engel, der unterdeß bereits zu der jungen Frau getreten war. „Aber bleibe in der Stube, Lorchen, damit Du Dich nicht erkältest. — Mein liebes Frauchen!“ setzte er, auf die Frau deutend, vorstellend zu mir hinzu, und zwar in einem Tone unverkennbarer hoher Glückseligkeit.

Ich sah, wie das Gesicht der jungen Frau, auf das hell der Schein des Lichtes fiel, eine leichte Röthe überflog, während sie mich freundlich begrüßte.

Wir traten in ein mehr als einfaches Zimmer, in dem aber die äußerste Sauberkeit und Ordnung herrschte. Die Frau meines Freundes selbst war von kleiner Gestalt mit hellblondem Haar,

das sich in ungewöhnlich dicken Flechten über die beiden Schläfe legte. Sanfte, gutmüthige, graublaue Augen zierten das fast apfelrunde Gesicht mit zartweißem Teint. Sie war sehr einfach, aber mit einer gewissen saubern Eleganz gekleidet, denn sie trug einen knapp anliegenden Spenzer von grünem Merino, der die tadellose Form ihrer Büste hervorhob, und über dem dunkeln Kleid ein kleines, zierliches, blendend weißes Battistschürzchen. Sie hüstelte ein wenig, wie ich bald hörte, und eben dieses Hustens wegen hatte Freund Engel mich holen zu müssen geglaubt. Vielleicht besorgte er im Stillen, ohne zu wagen es auszusprechen, daß seine scheinbar blühende Frau der grauenhaft erbarmungslosen Schwindsucht verfalle. Je größer die Liebe, um so ängstlicher ist ja die Furcht vor dem Verlust des geliebten Gegenstandes.

Ich verordnete der Frau etwas zur Linderung des Hustenreizes, der sie quälte, und blieb dann noch eine Zeit lang plaudernd bei den Beiden sitzen. Wir sprachen auch von Martha und dem alten Gerber, und Engel erwähnte beiläufig, daß der Sohn des reichen Bauers jetzt ein s e h r flotter Student sei. Ich achtete nicht besonders darauf, denn ich hatte meine Freude an dem Beneh-

men der jungen Eheleute gegen einander, aus dem sich in jedem Worte, in jedem Tone und jedem Blicke die innigste Liebe kundgab, bei der mir nur die stille, sanfte Ruhe auffiel, welche alle Leidenschaftlichkeit auszuschließen schien.

Ich besuchte das junge Paar von da an öfters, sowohl als Arzt wie als Freund, und vermochte auch Engel endlich einmal, zu mir zu kommen, weil mich die Neugier drängte, zu erfahren, wie er, die so „stille Seele", zu einer Frau gekommen sei. Nach vielen Ausweicheversuchen theilte er mir seine „Heirathsgeschichte" in Folgendem mit:

„Ich studirte hier, wie Dir bekannt ist, und damals schon lernte ich mein Lorchen kennen, die in jener Zeit bei einer Putzmacherin arbeitete. Wir begegneten uns regelmäßig, wenn ich Mittags aus dem Colleg und sie aus dem „Geschäft" kam. Sie gefiel mir sogleich wegen ihres sittsamen Wesens und ihrer einfachen, aber netten Kleidung, durch die sie sich von den anderen Mädchen ihrer Art sehr zu ihrem Vortheil unterschied. Daß sie nicht selten einen, wie ich mir einbildete, freundlichen Blick verstohlen auch auf mich fallen ließ, bemerkte ich gar wohl, und ich freute mich nicht wenig darüber. Dennoch dauerte es — Du kennst ja meine grenzenlose Schüchternheit! —

ziemlich lange, ehe ich den Muth fand, das Mädchen, das mir so wohl gefiel, bei solchen Begegnungen nur zu grüßen, und noch viel, viel länger, ehe ich die Bitte an sie zu richten wagte, sie — begleiten zu dürfen.

Nachdem dies einmal geschehen war, geschah es öfters. So wurden wir allmälig bekannter mit einander und Lorchen gestand mir sogar, daß ihr meine Begleitung doppelt angenehm sei, weil sie gern mit mir gehe — wie beseligend dieses „gern" in meinen Ohren klang, vermag ich nicht zu beschreiben — und dann auch, weil meine Begleitung sie vor mancherlei Zumuthungen schütze, denen sie leider bisher gar häufig ausgesetzt gewesen sei. Diese Bevorzugung machte mich — ich gestehe es — außerordentlich stolz, denn Lorchen war damals wirklich sehr hübsch, weshalb sie eben die Blicke aller jungen und alten Herren auf sich zog. Daß ich sie von nun an niemals mehr allein gehen ließ, weder Mittags, noch besonders Abends, versteht sich gewiß von selbst. Bei dem Abschied an ihrer Wohnung reichte sie mir stets freundlich dankend die Hand, und ich kehrte, jedesmal wie berauscht, in mein Stübchen zurück.

So verging vielleicht ein Jahr. Da sagte mir Lorchen eines Tages, sie werde nicht mehr „in

das Geschäft" gehen, weil sie Arbeit vollauf für sich in das Haus bekomme. Als ich, sehr betrübt durch diese Mittheilung, mein Bedauern aussprach, daß ich sie also nun auch nicht mehr sehen werde, entgegnete sie unbefangen: ich könne sie ja besuchen, wenn mir an ihrer Gesellschaft wirklich etwas gelegen sei. Sie werde ihren Vater davon unterrichten, dem sie, ohne Magd, ohne alle Beihülfe, das Haus führe, der aber den ganzen Tag, Sonntags ausgenommen, abwesend sei und ganz gewiß gegen meinen Besuch bei ihr nichts einzuwenden haben werde.

Ich fühlte, daß brennende Röthe mein Gesicht überflog, als ich diese Worte von ihr hörte, weiß aber selbst nicht, ob aus Freude über die Aussicht, die mir Lorchen eröffnete, allein bei und mit ihr sein zu können, oder aus Besorgniß, daß das Mädchen am Ende doch nicht so unschuldig sei, als sie sich bisher gestellt, und daß wohl gar die Sittsamkeit, die sie gezeigt, nur ein Lockmittel gewesen, um mich anzuziehen, oder ein Netz, mich um so sicherer zu fangen. Dieses letzteren Gedankens aber schämte ich mich, sobald er sich in mir regte, und — ich versprach, am nächsten Tage zu kommen.

„Trinken Sie Nachmittags eine Tasse selbstgekochten Kaffee mit mir," sagte Lorchen.

Ich versprach auch dies und wir schieden, ich in einer Aufregung, die eben so große Hoffnung als Furcht in sich schloß und die mir so sowohl das Arbeiten, als später das Schlafen völlig unmöglich machte.

Halb drei Uhr Nachmittags am nächsten Tage machte ich mich wirklich auf den Weg zu diesem Besuche, aber als ich die vier Treppen in dem Hause hinaufstieg, in welchem Lorchen wohnte, schlug mir das Herz so gewaltig, daß ich mehrmals stehen bleiben mußte, um mich zu erholen. Oben klopfte ich leise an die Thür, und eine mir gar wohl bekannte Stimme rief, in etwas unsicherm Tone, wie mir vorkam, „herein!"

Ich trat in ein Stübchen ein, in dem ich zunächst gar nichts sah als das geliebte Mädchen, welches am Fenster, in einer Art Laube von wohlgepflegtem Epheu, nähend saß, sofort aber die Arbeit bei Seite legte und mir mit lieblichem Erröthen entgegenkam. Ich glaube kaum, daß ich viel gesagt habe, denn das Herz war mir zu voll, als daß ich hätte sprechen, viel sprechen können. Der Blick aber, mit dem meine Augen auf Lorchen ruhten, sagte ihr sicherlich deutlicher, als es Worte vermocht hätten, wie ganz außerordentlich glücklich ich mich bei ihr fühle.

Lorchen reichte mir zur Bewillkommnung die Hand, die ich wohl inniger drückte als sonst, und deutete auf ein schmales Sopha, auf dem ich Platz nehmen sollte und vor dem ein weiß bedecktes Tischchen mit zwei einfachen Tassen und einem Körbchen mit Gebäck stand.

„Nehmen Sie Platz auf dem Sopha," sagte Lorchen, „der Kaffee ist fertig; ich habe ihn in der Küche warm gestellt und hole ihn sogleich."

Sie eilte hinaus aus dem Zimmer, kam sehr bald mit der Kaffeekanne in der Hand zurück, schenkte die schon bereit stehenden zwei Tassen voll des braunen Getränks und setzte sich mir dann lächelnd gegenüber.

Wir tranken, sahen einander an und sprachen — sehr wenig. Auch blieb ich nicht gar lange. Aber," unterbrach sich Engel, als er mich lächeln sah, „Dich langweilt die Geschichte, ich werde sie also so kurz als möglich erzählen, da Du sie einmal kennen willst.

Dieser mein erster Besuch war der Anfang einer Zeit stillen Glücks, das ich immer für die schönste Gabe gehalten habe, welche mir das Schicksal bisher gewährte, und für das ich jetzt noch täglich Gott danke, wenn auch der Uebelstand dabei

war, daß er mich doch eigentlich sehr vom Studiren abhielt.

Ich wiederholte also meinen Besuch bei Lorchen, bald darauf fast täglich, und nach einiger Zeit nahm ich wohl auch ein Buch mit, in dem ich las, während Lorchen emsig nähete. Wir saßen dann entweder dicht neben einander oder einander gegenüber, und wenn wir aufblickten, sahen wir einander zärtlich an und die Augen erzählten, wie glücklich wir wären. Der liebe Gott selbst muß seine Freude an uns gehabt haben. Von Liebe — das schwöre ich Dir zu — haben wir nicht ein einziges Mal gesprochen. Warum sollten wir auch davon reden? Wußten wir doch längst, daß wir einander über Alles liebten.

Nach etwa einem Vierteljahr wünschte der Vater Lorchen's, wie sie mir sehr erfreut mittheilte, mich zu sehen, denn wir kannten einander noch gar nicht, und er ließ mich durch sie an einem Sonntag zum Mittagsessen einladen. Als ich der Einladung Folge leistete und ziemlich zeitig mich einfand, war Lorchen hausmütterlich noch beschäftigt, theils in der kleinen Küche, theils im Zimmer mit der Zurichtung des Tisches, und sie kam mir bei ihrer Thätigkeit und in ihrer, trotz der Küchenarbeit höchst saubern Kleidung, ganz un=

gewöhnlich reizend vor. Man sah es ihr an, wie glücklich sie sich fühlte, den Vater für unser Verhältniß gewonnen zu haben, und das erste Mittagsmahl für uns Drei bereiten zu dürfen. Glückliche Liebe macht ja selbst Häßliche fast schön, um wie viel schöner mußte mir also mein liebliches Lorchen im Gefühl ihres Glücks erscheinen!

Der Vater war ausgegangen, wie er es an jedem Sonntagvormittag that, um, wie er sagte, an seinem einzigen freien Tage spazieren zu gehen und an der Natur sich zu erfreuen, eigentlich aber, um, wie die Tochter recht wohl wußte, durch die Hinterthür in ein Weinhaus zu schleichen und da zu frühstücken. Er ließ indeß nicht gar lange auf sich warten, und bei seinem Eintreten begrüßte er mich, als sei ich ihm längst schon ganz genau bekannt. Uebrigens war er, um das gleich hier zu bemerken, ein gar wunderlicher Kauz, aus dem ich nie recht klug geworden bin, und in welchem die widersprechendsten Charaktereigenschaften im engen Vereine bei einander sich befanden.

Er stand hoch in den Funfzigen und war, wie mir Lorchen öfters geklagt hatte, die Alles, was sie für sich, zu ihrer Kleidung u. s. w. bedurfte, selbst verdienen, gleichzeitig ihm aber auch die Wirthschaft führen mußte, im höchsten Grade geld-

gierig und geizig. Er gab sich bei jeder Gelegenheit für einen ganz armen Mann aus, obgleich die Nachbarn und Bekannten wissen wollten, er habe sich ein kleines Vermögen gesammelt, das er ängstlich verborgen halte, vielleicht, sagten die bösen Zungen, weil es nicht in der allerehrenhaftesten Weise erworben sei.

Mit seiner Habsucht und seinem Geize verband er eine maßlose Eitelkeit. Er trug — an Sonntagen natürlich, wenn er sich herausputzte, was seine Hauptbeschäftigung in den Frühstunden dieser Tage war — an allen Fingern Ringe, die meisten derselben mit sehr großen, falschen Steinen, eine riesige, funkelnde Busennadel, in den Ohrläppchen goldene Knöpfe und eine wahre Last von Gehängen an der goldenen Uhr, wußte aber von allen diesen „Pretiosen," die er an sich trug, irgend eine fabelhaft klingende Geschichte zu erzählen, wie er in den Besitz derselben gekommen, denn um keinen Preis hätte er wissen lassen mögen, daß er Geld zum Ankauf solcher, wenn auch wahrscheinlich sehr wohlfeiler Schmucksachen habe und verwende. Diesem „Schmuck" entsprechend kleidete er sich sehr sorgfältig, und zwar am liebsten in grellbunte Farben; auch hielt er streng darauf, daß die Messingknöpfe auf seinem blauen Frack wie pures Gold

glänzten und deshalb putzte er sie sehr sorgsam sebst, ehe er den Frack anzog. Auch ließ er ein seidenes brennendrothes Taschentuch — das ein Geschenk sein sollte — weit aus der Tasche hängen, in welcher er dasselbe aber mit mehreren Nadeln fest ansteckte, damit es ihm nicht etwa gestohlen werde oder verloren gehe, denn in wirklichen Gebrauch nahm er es nie. Für diesen Zweck hatte er in der andern Tasche ein wohlfeiles, gewöhnliches baumwollenes Tuch. Den kleinen, ganz kurz gestutzten Schnurrbart, den er trug, färbte er Sonntags regelmäßig glänzend schwarz, eben so die Brauen, die dickbuschig über den lauernden grauen Augen lagen. Später erfuhr ich, daß er noch immer und zwar sehr eifrig den Courmacher bei nicht gerade häßlichen Frauen aus niederem Stande spiele, die er durch kleine Geschenke, die ihm nichts kosteten, so wie durch derbe und übertriebene, dabei hochtrabend klingende Schmeicheleien zu gewinnen suche. Die halbe Welt wollte er durchwandert haben, — ich habe aber meine Gründe, sehr daran zu zweifeln — zuerst als Uhrmacher, der er angeblich eigentlich war, dann in verschiedenen anderen Eigenschaften. Im Gespräche gebrauchte er häufig einige wenig französische Floskeln, die er, wer weiß wo, aufgelesen hatte; auch sonst

brachte er gern Fremdwörter und Kunstausdrücke an, freilich meist ganz unpassende und wohl auch verstümmelt. Ueberhaupt spielte er, wenn irgend möglich, den Gelehrten. Die Uhrmacherei hatte er längst aufgegeben, weil, wie er sagte, nichts mehr damit zu verdienen sei, dagegen eine Anstellung in einem großen industriellen Unternehmen, dem er sich bei seinem unläugbar großen mechanischen Talent und Geschick vielfach nützlich machte, weshalb er auch nicht eben schlecht bezahlt war.

An dem Tage, als ich ihn zum ersten Mal sah, bei jenem Mittagsessen, führte er fast allein das Wort, wie er sich denn offenbar große Mühe gab, sich so liebenswürdig zu zeigen, als es ihm nur immer möglich war, worin ich ihn in so weit unterstützte, daß ich über seine Späßchen lachte oder seine Reiseabenteuer gläubig anhörte, und keine Miene verzog, wenn er ein Fremdwort recht verkehrt gebrauchte.

Auch später, und zwar eine ziemlich lange Zeit hindurch, behielt er seine Freundlichkeit gegen mich bei, die freilich so groß war, daß sie mir bisweilen lästig und selbst — verdächtig wurde, verdächtig in so fern, als er, wie mir allmälig klarer und klarer wurde, mein Verhältniß zu seiner Tochter — von dem er übrigens nie sprach — offenbar

nur darum billigte und begünstigte, weil er hoffte und erwartete, ich werde Lorchen bald heirathen und dadurch ihm, dem alten Egoisten, die Sorge für ihre Zukunft abnehmen, so wie auch durch die Entfernung der Tochter aus dem Hause ihm unbeschränkte Freiheit für seine heimlichen Liebhabereien, welcher Art sie auch sein mochten, verschaffen.

Ein ganzes Jahr verging so, dann aber änderte der Alte auf einmal sein Verhalten. Es kam öfters ein Fremder zu ihm, ein widerwärtiger, auffallend häßlicher Mensch, wie ihn Lorchen mir bezeichnete, der ihn um die Hand der Tochter ersuchte. Er sagte sie augenblicklich zu; Lorchen aber weigerte sich, wie es nicht anders sein konnte, auf das Allerentschiedenste, auf den Antrag einzugehen. Seinen Verdruß darüber ließ der Vater an der Armen zuerst in allerlei spitzigen und anzüglichen Reden aus, wie ich erst später erfahren habe, denn das liebe Mädchen ertrug Alles mit stiller Geduld, ohne mir von ihrem Leid etwas zu sagen. Wenn ich ihr auch oft genug ansah, daß sie nicht so heiter und unbefangen sei, wie sonst, oder gar geweint habe, und sie theilnehmend nach der Ursache fragte, gab sie mir freundlich ausweichende Antworten. Wohl bemerkte ich auch, daß die stille

Trauer, die sie trug, immer häufiger sich zeigte, und auch tiefer zu gehen schien, aber wie dringend ich auch um Aufklärung bat, Lorchen entdeckte mir nichts. Erst als ich einmal zu ungewöhnlicher Stunde, am Vormittag, zu ihr kam und sie in heftigem Weinen traf, theilte sie mir mit, freilich erst nach langem Bitten von meiner und nach langem Widerstreben von ihrer Seite, daß ihr Vater ihr in aller Bestimmtheit und unter harten Worten angekündigt habe, sie müsse „unter die Leute" gehen und sich irgend einen Dienst als Kammermädchen oder sonst suchen. Den Einen, der sie zur Frau habe nehmen wollen, möge sie nicht; der Andere, den sie wohl haben wolle, könne nicht heirathen. Er selbst sei nicht länger im Stande, sie im Hause zu behalten. Er brauche den Platz. Flögen doch die Vögel aus, wenn sie flügge geworden. Wenn sie nicht freiwillig gehe, werde er sie aus dem Hause stoßen. Der Liebelei mit mir sei er überdrüssig, denn sie führe doch zu keiner Heirath ... Mehr brachte Lorchen nicht heraus, denn die Thränen erstickten ihre Stimme von neuem.

Mich traf diese Eröffnung wie ein Blitzstrahl, auch in sofern, als sie mir, wie ein im Dunkel aufleuchtender Blitz, mein Verhältniß zu Lorchen

und meine Zukunft plötzlich beleuchtete. Freilich blieb ich in Bezug auf das, was zunächst zu thun sei, in so tiefem Dunkel, als bisher. Ich hatte mich in dem Verhältnisse, wie es allmälig sich gestaltet, so wohl und glücklich befunden, daß ich an eine Aenderung desselben kaum gedacht, und wenn ich mich auch bisweilen, wie im Traume, als Pfarrer und Lorchen als mein liebes Frauchen gesehen, so hatte ich doch immer meine Phantasie mit Gewalt von diesem verführerisch lockenden Bilde abgezogen, weil ich recht wohl wußte, daß dasselbe erst nach vielen Jahren sich verwirklichen könne, wenn es überhaupt jemals mehr als eine Hoffnung werde.

So saß ich denn tief erschüttert neben der Weinenden, sprach ihr Trost zu, so weit ich es eben vermochte, und hielt dabei lange ihre beiden Hände in den meinigen. Freilich sah ich wohl ein, daß ich ein Rettungsmittel schwerlich finden, ja nach einem solchen kaum mit einiger Hoffnung auf Erfolg suchen werde, so lange ich in so tiefer schmerzlicher Aufregung vor mir das Mädchen sähe, das nur durch mich und meine Liebe in solche Noth und Verzweiflung gekommen war. Deshalb sagte ich Lorchen, nachdem ich sie einigermaßen beruhigt hatte, ich würde zu Hause reiflich über die Sache

nachdenken und ihr am nächsten Tage das Resultat mittheilen. Vielleicht dämmerte schon damals ein Entschluß in mir, ohne daß ich mir desselben klar bewußt war, denn ich fand zum ersten Mal den Muth, den Arm um das zitternde Mädchen zu legen ......"

Hier unterbrach ich den Erzähler, indem ich laut lachend aufsprang, mit den Worten:

„Wirklich das erste Mal, Freund? Dazu gehört ein starker Glaube."

„Es ist so," fuhr Engel mit leichtem Lächeln fort, „wenn ich es jetzt auch selbst kaum begreife.... Ich legte also den Arm um Lorchen, zog sie an mich, gab ihr — lache nicht wieder! — den ersten Kuß, und fragte sie:

„Wollen Sie, nein, willst Du in Liebe bei mir aushalten, was auch geschehen möge?"

Da brach, wie ein Sonnenblick durch Nebelgewölk, ein glückseliges Lächeln durch die Thränen und den Schmerz des geliebten Mädchens. Sie umfing mich mit beiden Armen, legte den Kopf an mein heftig klopfendes Herz und sagte leise, aber im Tone fester Entschiedenheit:

„Ich bin Dein und Dein bleibe ich, wie bisher im Glücke, so in Noth und Leid, denn Deine Liebe hilft mir Alles, Alles tragen."

So standen wir in langer schweigender Umarmung, die — mein Schicksal entschied. Dann küßte ich Lorchen noch einmal, riß mich los, wiederholte mein Versprechen, am nächsten Tage wieder zu ihr zu kommen, und — ging.

Wie ich diesen Tag und einen Theil der darauf folgenden Nacht hingebracht habe, will und kann ich Dir nicht beschreiben. Mein damaliger Zustand ließ sich nur etwa mit dem eines Menschen vergleichen, der in der Todesgefahr des Ertrinkens schwebt und verzweiflungsvoll nach Rettung sucht. Wie ein Ertrinkender mit den Wellen kämpft, bald tiefer einsinkt, bald unter krampfhaften Anstrengungen sich wieder etwas emporarbeitet, um von neuem einzusinken, so rang ich mit den stürmisch in mir wogenden Gedanken, die mich abwechselnd bald in die dunkelste Tiefe der Verzweiflung hinabzogen, bald wieder zum Licht und zur Hoffnung emportrugen.

Sollte oder konnte ich Lorchen hinausstoßen lassen in die Welt, allen Lockungen, Versuchungen und Gefahren blosgestellt? Zwar mochte ich nicht daran zweifeln, daß sie mir die Treue bewahren werde, wie ich sie ihr, aber eine Bürgschaft, eine sichere, gab es dafür doch nicht. Der Mensch weiß ja immer nur, wie er in gewohnten Verhältnissen

und Umständen sein und handeln wird, und nie kann er mit Sicherheit sagen, wie er fühlen, handeln und sein werde, wenn er in ganz neue, ihm bisher völlig fremde und unbekannte Umgebungen und Umstände eintritt. Sie eben sind es ja, welche die Menschen — die allermeisten — zu dem machen, was sie sind und thun, und nur sehr wenige, ungewöhnlich starke Geister und Herzen vermögen die Zeit und die Umstände, in denen sie leben, sich unterthan zu machen, sie nach ihrem Willen zu formen und zu lenken. Jedenfalls — das stand unbestreitbar fest — mußte ich für Alles verantwortlich sein, das Lorchen draußen in der Welt geschah, weil sie nur durch mich und meine Liebe dahin gebracht worden war, daß der Vater sie in dem Hause nicht mehr dulden wollte. Meine Phantasie hielt mir die gräßlichsten Bilder vor, und die Stimme meines Gewissens rief dann so laut, daß ich sie zu hören glaubte: „Wehe Dir! Das ist Dein Werk!" Da überliefen mich die Schauer der Angst; alle meine Glieder zitterten; das Blut stockte mir in dem Herzen; ich glaubte ersticken zu müssen, und sprang endlich mit dem verzweiflungsvollen Gebetrufe auf: „Herr Gott, erbarme Dich und erleuchte mich!" Ich ging — oder lief vielmehr — eine Zeit lang auf und ab, trat an das

Fenster, öffnete dasselbe und badete das Gesicht in der frischen, kühlen Luft, die mir entgegenströmte.

Als das wogende Toben der Gedanken in mir ein wenig sich beruhigt hatte, legte ich mir die Frage vor, ob ich mich wohl an den Vater Lorchen's wende, ihm Vorstellungen wegen seiner ausgesprochenen Drohungen mache, ihn ersuche, sie zurückzunehmen, ihm feierlich erkläre, daß es mein fester Wille sei, die Tochter zur Frau zu nehmen und ihn schließlich bitte, sie in seinem Hause mir zu bewahren, bis ich eine Anstellung finde und dadurch in den Stand gesetzt werde, Lorchen als meine Hausfrau heimzuführen.

Aber konnte ich mit dieser Absicht zu ihm gehen? War ich im Stande, so mit ihm zu reden? Ich kannte mich leider nur zu gut, als daß ich hätte hoffen dürfen, es werde mir gelingen, dem erzürnten Manne Alles so eindringlich vorzustellen, wie es doch geschehen mußte, wenn es Wirkung haben sollte, und ich kannte ihn zu gut, als daß ich hätte erwarten können, er werde mich lange mit Geduld anhören.

Nein! Zu ihm gehen und mit ihm reden konnte ich nicht. Ich setzte mich also an den Schreibtisch und schrieb ihm einen langen Brief in war-

men aus dem Herzen quellenden Worten, bat darin zuletzt um schnelle Antwort und schickte den Brief durch einen Boten zu ihm. Ehe eine Stunde vergangen war, hielt ich seine Antwort in der Hand. Sie war sehr kurz und lautete: er habe leider schon viel zu lange Geduld gehabt und es bleibe unter allen Umständen bei dem, was er seiner Tochter angekündigt. Er erkenne durchaus die Pflicht nicht an, das Mädchen so lange für mich im Hause zu behalten, bis ich vielleicht — nach Jahren — eine Anstellung finde. Wolle sie auf mich so lange warten, so sei das ganz allein ihre Sache.

Ich hatte viel von meinem Briefe gehofft, um so niederschlagender wirkte die Antwort und mit Grauen fragte ich mich:

„Was nun?“

Der hartherzige Vater duldete Lorchen eigensinnig nicht mehr im Hause und ich vermochte nicht, mich zu entschließen, sie schutzlos in die Welt gehen zu sehen. Fast verzweifelnd wanderte ich wieder wohl mehrere Stunden lang auf und ab, wie Jemand, der, ohne zu wissen wo, in einem unbekannten dunklen Orte sich befindet und angstvoll zu wiederholtenmalen, an allen Seiten tap-

pend, nach einem Ausgang sucht, ohne einen solchen entdecken zu können.

Mit einemmal war es mir, als flüstere mir eine fremde Stimme zu — vielleicht war es die meines guten Engels oder Schutzgeistes: —

„Heirathe! Jetzt! Sogleich!"

Ich zuckte zusammen und schloß die Augen, wie vor einem plötzlich erscheinenden blendenden Lichte. Dann sprach ich unwillkürlich und unter bitterem Lachen jene Worte nach:

„Heirathen? Jetzt? Sogleich?"

Trotzdem aber, wie oft und entschieden ich auch den Gedanken an eine Heirath von mir wieß, er kehrte immer von neuem und stets dringender zurück, er erschien mir auch jedesmal minder seltsam, ja allmälig ansprechend und sogar lieblich lockend. Vergebens hielt der Verstand dem Herzen vor, das augenblicklich bereit war „Ja" zu sagen, daß ich mir durch eine solche, jedenfalls übereilte und thörichte Heirath meine theologische Laufbahn auf immer verschließe, ja daß ich, wenn ich diese Laufbahn wirklich opfern wolle, um Lorchen für den Augenblick zu retten, der Geliebten vielleicht oder wahrscheinlich durch eine Heirath mit mir unter den jetzigen Umständen ein schlimmeres Loos bereite, als ihr im äußersten Fall

„draußen" in der Welt möglicher Weise bevorstehe. Wovon wollen wir leben? fragte ich mich. Ich hatte ja so geringe und so unsichere Einnahmen, daß ich kaum mich allein, und dies nur in mehr als bescheidener Weise, durch das Leben brachte. Setzte ich durch eine Heirath nicht ganz gewiß mich und die Geliebte dem Hunger, der Noth und allem Elend aus, wenn sie wirklich einwilligte, jetzt schon die Meinige zu werden?

Dagegen sprach die Stimme, die ich schon einmal in oder neben mir vernommen zu haben glaubte: „Du hast das Mädchen jetzt in Noth gebracht; es ist Deine Pflicht, sie dieser Noth zu entreißen; es ist Deine Pflicht, alle Deine Kräfte aufzubieten, um dies zu ermöglichen, wie es Deine Pflicht ist, ihr Deine Zukunft zu opfern, wenn es sein muß. Wenn Du handelst, wie ein ehrlicher Mensch handelt und handeln muß, wenn Du es nie an Bemühungen und an angestrengtem Fleiße fehlen lässest, wird Dir auch Dein — Gott beistehen. Er verläßt Keinen, der sich nicht selbst verläßt."

Diese Worte, die ich zu hören glaubte, erleichterten mein Herz und stärkten mich wunderbar. Im zuversichtlichen Vertrauen auf Gott und die eigene Kraft malte ich mir die Folgen des Ent-

schlusses, Lorchen schon jetzt zur Frau zu nehmen, immer weniger traurig und abmahnend aus, bis sie endlich alles Abschreckende verloren und mir sogar begehrenswerth erschienen.

Je länger ich darüber nachdachte, um so unbegreiflicher kam es mir vor, daß ich nicht gleich Anfangs zu diesem allein möglichen Entschlusse gekommen, und, als er in mir aufgetaucht, so lange mich gegen denselben gesträubt habe. Ich zweifelte gar nicht mehr daran, daß es mir gelingen werde, durch Eifer und Fleiß mir und der Geliebten ein, wenn auch ganz bescheidenes Auskommen zu erwerben, das uns bei geringen Ansprüchen und bei Zufriedenheit ein gar nicht unangenehmes Dasein gewähre. Ich hatte — das durfte ich wohl ohne Ruhmredigkeit selbst von mir sagen — Viel und Vielerlei gelernt und es ließ sich kaum bezweifeln, daß sich meine Kenntnisse durch Unterrichtertheilen in alten und neuen Sprachen, in Mathematik und Musik noch besser verwerthen lassen würden, als es bisher geschehen war.

So begab ich mich denn endlich, spät in der Nacht, vollständig getröstet, zur Ruhe, schlief, nach der überstandenen langen und gewaltigen Aufregung, bald ein und träumte angenehm.

Am andern Morgen eilte ich so bald als möglich zu Lorchen, um sie von meinen Vorsätzen und Plänen in Kenntniß zu setzen und sie zu fragen, ob sie gesonnen und bereit sei, unter den Verhältnissen, wie sie sich nun einmal gestaltet hätten, mit mir vereint durch das Leben zu gehen und mir die Hand zum Ehebunde zu reichen.

Sie sank mir an die Brust und sprach, ohne Schwanken und Bedenken ein festes „Ja!" unter Thränen der Freude aus. Zwar hielt ich es für meine Pflicht, sie nochmals und in ernsten Worten darauf aufmerksam zu machen, daß es zwar mein fester Wille und mein innigster Wunsch sei, sie glücklich zu machen, daß wir aber jedenfalls einer unsichern Zukunft entgegen gingen, und gewiß nicht selten, namentlich im Anfange, mit mancherlei Sorgen zu kämpfen haben würden.

„Getheiltes Leid ist halbes Leid, getheilte Freude doppelte Freude," antwortete Lorchen im unerschütterlichen Vertrauen. „Ich gebe die Arbeiten nicht auf, die mir bisher einen ganz hübschen Verdienst gebracht haben; Dir wird es auch nicht fehlen, und — vergessen wir den Dritten im Bunde nicht, den lieben Gott, der gewiß das Seinige auch thut, das Beste."

Das war unser Verlobungstag, den wir still

vergnügt mit einander verbrachten, und der uns vielleicht mehr Freude und Glück gewährte, als manchem Paar die festlichste und geräuschvollste Feier.

Das felsenfeste Vertrauen Lorchen's stärkte auch das meinige so, daß ich bald mich schämte, wenn bisweilen Kleinmüthigkeit und Zweifel an dem Gelingen unseres Beginnens auftauchen wollten.

Noch denselben Tag zeigte ich dem Vater Lorchen's unsern Entschluß an, und er gab seine erforderliche Zustimmung mit kalter Gleichgültigkeit, ohne irgend wie eine Art von Besorgniß über die unsichere Zukunft seiner Tochter auszusprechen, was mich denn noch fester in der Vermuthung bestärkte, daß er vor allen Dingen wünschte, die Tochter so bald als möglich aus dem Hause zu bringen. Daß er mir zugleich erklärte, er könne mir gar nichts weiter geben, als die Tochter selbst, so wie sie gehe und stehe, auch nicht die allerkleinste Ausstattung, überraschte mich nicht, weil ich auf seine Unterstützung durchaus nicht gerechnet hatte.

Heiter und wohlgemuth besorgte ich die mancherlei Vorbereitungen, verschaffte mir die nöthigen Papiere, und nahm zur Deckung der unvermeidlichen Kosten meine kleinen Ersparnisse —

fünfzig Thaler, Ueberrest von dem Gehalte, den mir Gerber gegeben, und den ich als Nothpfennig aufbewahrt hatte — von der Sparkasse zurück. Dann miethete ich die kleine Wohnung, die Du gesehen hast. An große Möbeleinkäufe war selbstverständlich nicht zu denken. Ich besaß einen Schreibtisch, ein Bett, und die nöthigste Wäsche; Lorchen ihrerseits hatte von ihrer Mutter einen Nähtisch und ein Bett geerbt. Dazu kaufte ich noch einen Tisch, ein halbes Dutzend Stühle, so wie einiges Geschirr in die Küche. Damit begnügten wir uns und — wir wünschten nichts mehr.

Die Trauung endlich erfolgte ganz in der Stille. Wir sagten Niemandem etwas davon, Niemandem außer dem Vater Lorchen's, der sich aber auch — nicht dazu einfand. Wir beide gingen zu Fuß, in ganz einfachem Anzuge, zur Kirche, wenn ich mein hübsches Lorchen auch gar gern im weißen Brautkleide gesehen hätte. Zu Fuße begaben wir uns auch nach der Trauung, welcher auch nicht ein einziger neugieriger Zeuge beigewohnt hatte, sofort in unsere Wohnung.

„Unsern Eingang segne Gott!" sprach ich unter Thränen der Rührung, als ich mit Lorchen, die nun mein Weib war, das Stübchen betrat, und

ich schloß die Geliebte dabei in innigster Umarmung an das Herz.

„Unsern Ausgang gleichermaßen," setzte Lorchen hinzu. „Ich meinestheils werde nie vergessen, was Du um meinetwillen gewagt und aufgegeben hast, und deshalb jeder Zeit bemüht sein, Dich so glücklich zu machen, als ich es vermag, und Du es verdienst, damit Du nie — nie den Schritt bereuen mögest, welchen Du heute gethan hast."

Es war ein rührend beseligender Eintritt in die Ehe.

Lorchen hatte eine Freundin ihrer verstorbenen Mutter, die sie sehr liebte, ersucht, während unserer Trauung in unserer Küche Chocolade zu kochen, die wir zur Feier des Tages genießen wollten, und zu welcher wir den Vater eingeladen hatten. Er aber kam auch dazu nicht, und so waren wir auch hierbei auf uns allein angewiesen.

Das ist die einfache Geschichte meiner Heirath," schloß Engel.

Ich reichte dem treuen, ehrlichen Menschen, nicht ohne Rührung, die Hand, und fragte dann in wahrhafter Theilnahme:

„Und der Erfolg?"

„Wir sind so glücklich, wie ich es selbst in meinen kühnsten Träumen zu hoffen nicht gewagt habe. Gottes Segen ruht sichtlich auf uns. Im Anfange freilich ging es — recht knapp, aber es ist immer besser geworden, und jetzt habe ich so viel Unterrichtsstunden den Tag über zu geben, daß ich mich des Abends oft ganz erschöpft fühle. Auch Lorchen ist fleißig, obgleich ich sie häufig ermahne, sich mehr zu schonen. Im Ueberfluß freilich leben wir nicht, aber das, was wir haben, genügt uns vollkommen, — haben wir uns doch einander. Ein Druck der Hand, ein Liebesblick, ein Kuß wandelt uns die einfachste Kost in ein Göttermahl um."

„Du bist beneidenswerth!" fiel ich ein.

„Ja, so sehr beneidenswerth," antwortete Engel, „daß ich mich bisweilen der Furcht nicht erwehren kann, dieses Glück könne nicht von langer Dauer sein, weil es gar zu groß ist. Gebe nur Gott, daß diese Furcht in der Stunde sich nicht verwirkliche, die unser Glück noch mehr erhöhen und vollständig machen soll. Lorchen hat mir schon vor längerer Zeit erröthend mitgetheilt, daß sie — Mutter zu werden hoffe. — Kummer macht mir nur mein ehemaliger Zögling, der junge Gerber, der in schlimme Gesellschaft gera-

then zu sein scheint, und der das Geld maßlos verschwendet, welches ihm sein Vater zu reichlich giebt."

„Ist der Alte noch immer nicht klug geworden?" fragte ich.

„Der Geldstolz des reichen Bauers kann es nicht ertragen, daß ein anderer Student, namentlich ein Adeliger, größeren Aufwand mache, als sein Sohn. Er hatte zum Beispiel kaum gehört, daß zwei Studenten eigene Pferde hätten, als er dem übermüthigen Sohne einen kostbaren Braunen kaufte. Seine Rede ist noch immer die alte: „Ich hab's! Ich kann's bezahlen!" Jetzt soll der leichtsinnige, junge Mensch in das Netz einer schönen Kokette gefallen sein, die ihm den Kopf vollends verdreht."

„Eine schöne Kokette? Kennst Du ihren Namen?"

„Ich weiß nichts von ihr, als daß sie noch nicht sehr lange hier ist, und sich „Generalin" nennen läßt."

„Sophie von Weilen?" fragte ich hastig.

„Kennst Du sie?"

„Einigermaßen. Sie ist allerdings sehr schön und sehr gefährlich, denn sie besitzt nicht nur die

Mittel, sondern auch den Willen, die Männer zu großen Thorheiten zu verleiten."

„Ich halte den für keinen rechten Mann, der sich durch ein Weib, wie schön es auch sein mag, beherrschen und zu Thorheiten verleiten läßt," bemerkte Engel tugendhaft.

„Das kann nur Deine Unerfahrenheit aussprechen," sagte ich darauf. „Du kennst — und ich wünsche Dir von Herzen Glück dazu — die Macht der schönen Frauen und die Schwächen der Männer ihnen gegenüber nicht. Mögest Du sie nie kennen lernen!"

„Ich fürchte sie nicht," entgegnete Engel im Tone der Ueberzeugung, „denn ich besitze einen Talisman, der mich schützt: ich hasse die Koketten, ich — liebe mein Lorchen und werde sie lieben alle Zeit."

„Es vergeht der Haß wie die Liebe. Jedenfalls warne den jungen Gerber vor jener Generalin."

„Leider kommt er nicht mehr zu mir, seit ich ihm einige Male Vorstellungen gegen seine Lebensweise gemacht habe."

„So werde ich die erste Gelegenheit benutzen, um den Alten an die Worte zu erinnern, die ich

nach dem Tode Martha's zu ihm sagte," entgegnete ich.

„Erlauben Sie, Herr Doctor," redete mich eines Tages, als ich nach Hause kam, ein Mann, der auf meine Rückkunft gewartet hatte, unter tiefen Bücklingen und in sehr demüthiger Haltung an. „Sie kennen mich vielleicht noch?" setzte er hinzu.

„Ich glaube allerdings, mich Ihrer zu erinnern," antwortete ich sehr kalt, denn der Mann konnte seiner abstoßenden Häßlichkeit wegen nur der ehemalige Schulkamerad Anselm Valter sein, Er sah indeß recht gealtert oder vielmehr wie zerfressen von Leidenschaft aus, war auch sehr hager geworden und in dieser seiner Hagerkeit trat seine eigenthümliche Häßlichkeit noch mehr hervor. Seine weißen Augen leuchteten fast wie Katzenaugen und die Blicke voll lauernder Begehrlichkeit erregten eine Art Grauen in mir. Kaum konnte ich mich entschließen, den Mann aufzufordern, Platz zu nehmen, doch that ich es. Erst nach wiederholter Nöthigung indeß setzte er sich und zwar in seiner übergroßen Demüthigkeit nur auf die vorderste Ecke eines Stuhles. Dann begann er noch einmal:

„Erlauben Sie, Herr Doctor?"

„Sprechen Sie," antwortete ich. „Ein Arzt muß allen Hülfesuchenden zugänglich sein."

„Hülfe suche ich bei Ihnen allerdings," sagte Valter, denn er war es offenbar, „aber keine ärztliche," setzte er mit eigenthümlichem Lächeln hinzu, „die weiß ich mir in anderer Weise zu verschaffen, wenn ich sie brauche. Nur eine Auskunft möchte ich mir von Ihnen erbitten, wenn Sie erlauben."

„Wenn ich sie geben kann ohne Nachtheil für Andere..." fiel ich ein, ohne den Satz zu vollenden.

„Ich will Sie nicht lange belästigen. Die Sache ist kurz so. Ich stand mit Sr. Excellenz dem Herrn General von Weilen lange in Geschäftsverbindung," fuhr Valter fort, und meine Aufmerksamkeit wurde durch den Namen, den er nannte, sehr erregt. „Er war ein gar kluger Mann, der die Weisheit und Wissenschaft der Alten zu schätzen wußte, und sich deshalb eine nicht unansehnliche Bibliothek von Schriften erwarb, deren Werth die Allerwenigsten kennen. Ich weiß besser als sonst irgend Jemand, welchen großen Schatz von Seltenheiten und höchst werthvollen Sachen er zusammengebracht hat, weil er gar Manches durch mich erhielt. Ich habe viel Geld durch ihn verdient," setzte er mit einem Seufzer hinzu.

„Ich begreife nach dieser Einleitung durchaus nicht, welche Auskunft Sie von mir wünschen können," unterbrach ich den Sprechenden.

„Ich werde es Ihnen sagen," fuhr Valter fort. „Sie kennen, wie ich weiß, des Herrn Generals — schöne Wittwe," sagte er, und seine Augen rissen sich weit auf, während er diese Worte langsam, wie horchend, sprach. „Sie hatten ja sonst schon das Glück," setzte er in offenbar neidischem oder höhnischem Tone hinzu, „in dem Kreise der Mädchen zu verkehren und gern gesehen zu sein, zu dem sie und — Ella gehörten."

Ich hörte diesen Namen aus solchem Munde mit tiefer Entrüstung nennen, da mir namentlich plötzlich auch lebhaft jene nächtliche Scene, in welcher dieser widerwärtige Mensch Ella so sehr erschreckt hatte, in die Erinnerung trat und das Gefühl des Widerwillens, das ich gegen Valter empfand, steigerte sich immer mehr und mehr.

Er sah mich mit seinen lauernden Katzenaugen lange an, dann fuhr er in dem früheren demüthigen Tone fort:

„Die Frau Generalin ist hier; Sie besuchen jedenfalls ihr Haus, denn warum" — und er verfiel wieder in den höhnischen Ton — „sollten Sie eine solche ganz angenehme Bekanntschaft nicht fort-

setzen oder erneuern? Sie hat," und das sagte er wieder in kriechend bittendem Tone, „die kostbare Bibliothek Sr. Excellenz geerbt, und ich möchte von Ihnen erfahren, ob sie diesen werthvollen Bücherschatz mit hierher gebracht hat. Diese Auskunft wollte ich mir von Ihnen erbitten."

„Ich kann sie Ihnen nicht geben," antwortete ich, und ich stand auf, um Valter dadurch anzudeuten, daß er sich nun entfernen möchte.

„Ich habe die Absicht, Einiges aus der Bibliothek anzukaufen."

„So gehen Sie zu der Dame selbst."

„Das that ich bereits früher, aber sie behandelte mich sehr stolz" — die Augen Valter's begannen wieder unheimlich zu leuchten — „gab mir eine ganz kurze abweisende Antwort, und als ich dringender wurde — denn mir liegt sehr viel an dem einen oder dem andern der Bücher — trug sie dem Diener auf, den sie im Zimmer hatte bleiben lassen, während ich mit ihr sprach, mich aus dem Hause hinaus zu begleiten, und ließ mich dann ohne Weiteres stehen, indem sie in ein Nebenzimmer ging. Ich bin freilich kein Mann, der ihren Augen wohlgefallen kann, aber eben deswegen," schloß er mit auffallender Hast und Heftigkeit, „will ich einige Bücher von ihr erwerben."

„Wenn ich recht gehört habe," warf ich ein, um den Menschen so bald als möglich los zu werden, „darf sie die Bücher nicht verkaufen."

„Aber verschenken? — vertauschen? Nur zwei kleine Bücher suche ich, die ich Ihnen auch nennen will," fuhr er fort, ohne sich irre machen zu lassen, und ohne zu bemerken oder bemerken zu wollen, wie unangenehm mir seine Anwesenheit war. „Eins von den großen Nostradamus und — das sechste Buch Mosis."

„Es giebt ja nur fünf," sagte ich.

„Erlauben Sie, Herr Doctor, das weiß ich besser. Es giebt sechs Bücher Mosis. In dem sechsten hat er alle Geheimnisse und Zauberkünste mitgetheilt, welche er erlernt hatte und auszuführen verstand, wie ja an anderen Orten der Bibel zu lesen steht, und in die ihn die ägyptischen Priester eingeweiht hatten, welche alle Weisheit und Wissenschaft besaßen. Das ist eine anerkannte Thatsache. Luther freilich hat dieses sechste Buch nicht übersetzt, wie die anderen, weil er sich scheute, solche gefährliche Kenntnisse allgemein, auch unter dem Volke, bekannt zu machen. Aus dem gleichen Grunde ist der Besitz und das Lesen dieses Buches von der katholischen Kirche schon lange vor

Luther, von der frühesten Zeit her, streng verboten gewesen. Sie hat es überall, wo sie es fand, wegnehmen und verbrennen lassen. Einige Exemplare haben sich, auch in einer deutschen alten Uebersetzung, trotz aller Verfolgung erhalten, und glücklich ist jeder zu preisen, der ein solches Exemplar des Buches besitzt. Der Herr General von Weilen besaß Eins; ich habe es bei ihm gesehen mit meinen eigenen Augen, wenn er es mir auch nie in die Hand gab. Se. Excellenz wußte recht wohl, daß es sein größter Schatz sei, und er hielt es deshalb immer sicher hinter Schloß und Riegel. Seine Wittwe kennt natürlich weder das Buch, noch den Werth desselben. Für mich ist es unschätzbar. Sollte sie nicht zu bewegen sein, durch etwas, das für sie selbst gar keinen Werth hat, einen Mann glücklich zu machen, — was sie doch sonst gern zu thun scheint?" setzte er mit frechen Blicken und in frechem Tone hinzu.

Je länger Valter sprach, um so widerwärtiger wurde der Ausdruck seines Gesichts, gleich als trete das Thierische, das in großem Maße in ihm lag, immer deutlicher und unverkennbarer hervor.

Ich ging an das Fenster und beobachtete den Mann von fern. Sein ganzes Wesen reizte meine

Neugierde, wie abstoßend es auch im Ganzen war.

„Es giebt — entschuldigen Sie, Herr Doctor, daß ich noch weiter von der Sache rede — es giebt in der Natur Kräfte, die zwar immer da und immer wirksam waren, die aber nur sehr wenigen Menschen bekannt sind. Wie lange ist es denn her, daß man die electrische und magnetische Kraft entdeckt hat, wie man sagt? Sie waren und wirkten so lange die Welt besteht. Die Alten, namentlich die Priester der Alten, bei denen die Wissenschaft damals allein war, kannten und benutzten jene und andere Naturkräfte, aber sie hielten diese ihre Kenntnisse geheim. Deshalb nannte das Volk sie Zauberer. Wollen Sie die zahlreichen Zeugnisse leugnen, die wir von ihrer Kenntniß sonst unbekannter Naturkräfte haben? Die Geschichte des Alterthums hat sie uns aufbewahrt. Spricht nicht sogar die Bibel davon? Lesen Sie nur aufmerksam, was sie von der Hexe von Endor erzählt. Nur die blinde große Menge leugnet was nicht handgreiflich vor ihr liegt, und daß dies letztere nicht geschieht, dafür sorgt die Kirche, weil sie glaubt, der Mensch greife durch sogenannte Zauberei, die doch nichts ist, als Be-

nutzung nicht allgemein bekannter Naturkräfte — in das Bereich Gottes ein. Als ob er nicht Alles in der Natur zum Dienst der Menschen bestimmt hätte! Völlig aufgeklärte, unbefangene große Männer unserer Zeit, welche die Natur studirt haben, zweifeln nicht. Ich will Ihnen nur einen solchen großen Mann nennen: Goethe glaubte an Zauber- und Liebestränke. Er hätte sonst dem Faust keinen Liebestrank durch die Hexe bereiten lassen.

Ich konnte mich eines Lächelns nicht enthalten, und Valter, welcher seine Augen fest auf mich gerichtet hatte, bemerkte es wohl, denn er fuhr fort:

„Lachen Sie nicht, Herr Doctor, die Sache ist sehr ernsthaft, und es handelt sich — um das Glück meines Lebens. Ich habe Ihnen vor Jahren schon einmal gesagt, daß ich der Natur grolle — und mit vollem Recht — weil sie mich so häßlich werden ließ, und durch diese Häßlichkeit mich um die höchsten Menschenfreuden betrog. An diesen Freuden habe ich kein geringeres Recht als jeder Andere, und darum werde ich auch nicht dulden, daß mir mein Recht verkümmert bleibe. Das Herz in meinem häßlichen Körper trägt so großes Verlangen, wie das Herz in einem schönen Leibe, nach — Liebe, nach aufrichtiger, hingebender

Liebe und nach stillem Familienglück durch solche Liebe. So wie ich bin, finde ich solche Liebe nicht. Es hat mich erst vor nicht gar langer Zeit ein Mädchen hier in der Stadt abgewiesen, das mir der Vater, den ich schon lange kenne, fest zugesagt hatte. Sie zog mir einen armen Schlucker vor, der von Stundengeben lebt. Das bin ich nun ganz und gar überdrüssig und entschlossen, die geheimen Kräfte anzuwenden, welche die Alten recht wohl kannten, jene Kräfte, durch die der häßliche Mensch sich schön machen, oder — was am Ende dasselbe ist — bewirken kann, daß er Andern nicht nur nicht häßlich, sondern liebens- und begehrenswerth erscheint. Darüber hat namentlich das große Nostradamus ein Buch geschrieben,*) das sich in der Bibliothek des Herrn Generals von Weilen befindet."

Die Brust des Mannes, der seinen Reden nach fast dem Wahnsinn verfallen zu sein schien, wenn auch Methode in seinem Wahnsinn war, athmete heftig. Er saß eine kurze Zeit schweigend, wie in Gedanken versunken, da.

*) Er meinte wahrscheinlich die Schrift: „Wie man einen ungestalten Leib und Weib- oder Mannsgestalt auswendig zieren, schön und jung machen kann. Augsburg, 1572."

„Finden Sie darin etwas Unrechtes, Herr Doctor?" fragte er mich dann.

„Wir alle streben, wenn auch oft vergebens, nach dem, was wir für unser Glück halten," antwortete ich ausweichend.

„Was der Mensch für sein Glück hält, das eben ist sein Glück," sagte Valter in einem Tone, als sei gar kein Zweifel an dem, was er aussprach. „Ich habe darnach gesucht viele Jahre lang; jetzt weiß ich die Mittel zu finden, welche zu dem Ziele führen, und ich will, ich werde, ich muß sie mir verschaffen. — Legen Sie ein gutes Wort bei der Frau Generalin für mich ein," setzte er nach einer Pause bittend hinzu.

„Es würde Ihnen nichts helfen," erwiederte ich.

„Ich bitte Sie dringend darum," fuhr Valter sehr lebhaft fort.

„Es thut mir leid...," sagte ich.

„Sie könnten vielleicht einmal bereuen, mir eine so kleine Bitte abgeschlagen zu haben," setzte Valter hinzu und seine Stimme klang wie drohend. Die demüthige Freundlichkeit, die meist in seinem Verhalten gelegen hatte, war verschwunden. Der Ausdruck seines Gesichts ward ernst und finster. Er stand auf und ging nach der Thür zu. Als er die Hand an den Drücker des

Schlosses legte, drehte er sich noch einmal zu mir um und fragte:

„Haben Sie Ihr letztes Wort gesprochen?"

„Allerdings," antwortete ich kalt und kurz.

„Ich nicht! Ich werde zu erfahren wissen, was ich wissen will und so genau, wie ich es wissen muß," sagte Valter, und er ging hinweg, ohne Gruß, ohne ein Wort weiter hinzuzusetzen.

Ende des ersten Bandes.

Druck von G. Pätz in Naumburg.

Im Verlage von **Hermann Costenoble** in **Jena** und **Leipzig** erschienen ferner folgende neue Werke:

Bibra, Ernst Freiherr von, Reiseskizzen und Novellen. 4 Bde. 8. broch. circa $4\frac{1}{2}$ Thlr.

Bibra, Ernst Freiherr von, Hoffnungen in Peru. Roman. 3 Bde. 8. broch. circa $3\frac{3}{4}$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Im Busch. Australische Erzählung. **Wohlfeile Volksausgabe.** Classikerformat. 8 Bde. broch. 1 Thlr. 12 Sgr.

Möllhausen, Balduin, Das Mormonenmädchen. Erzählung aus den Zeiten des Kriegszuges der Vereinigten Staaten gegen die „Heiligen der letzten Tage" in den Jahren 1857 bis 1858. **Wohlfeile Volksausgabe.** Classikerformat. 6 Bde. broch. $2\frac{1}{2}$ Thlr.

Wickede, Julius von, Ein deutscher Landsknecht der neuesten Zeit. Aus dem Leben eines Verstorbenen, nach dessen hinterlassenen Papieren bearbeitet. **Wohlfeile Volksausgabe.** Classikerformat. 3 Bde. broch. 2 Thlr.

Brachvogel, A. E., Historische Novellen. 3. u. 4. Bd. 8. broch. 3 Thlr.

Ati Kambang, Auf fremder Erde. Roman. 3 Bde. 8. broch. $5\frac{1}{2}$ Thlr.

Anneke, Mathilde Franziska, Das Geisterhaus in New-York. Roman. 8. broch. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Lugomirska, Marianne, Thaddeus Kosciuszko. Historischer Roman. 4 Bde. 8. broch. $4\frac{3}{4}$ Thlr.

Bacher, Julius, Ein Urtheilsspruch Washington's. Historischer Roman. 2 Bde. 8. broch. $2\frac{1}{2}$ Thlr.

Brachvogel, A. E., Schubart und seine Zeitgenossen. Historischer Roman. 4 Bde. 8. broch. $5\frac{1}{2}$ Thlr.

Guseck, Bernd v., Deutschlands Ehre. Historischer Roman. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Der Wilderer. Ein Drama in 5 Aufzügen. Miniat.-Ausg. broch. 27 Ngr.

Gerstäcker, Friedrich, Die Colonie. Brasilianisches Lebensbild. 3 Bde. 8. broch. 3 Thlr. 27 Ngr.

Stahl, Arthur, Ein weiblicher Arzt. Ein Roman. 2 Bde. 8. broch. 2 Thlr.

Eichenfels, Hans von, Das Erbschloß. Ein Roman. 3 Bde. 8. broch. 3$^3/_4$ Thlr.

Humboldt's, Alexander von, Briefwechsel mit Heinrich Berghaus aus den Jahren 1825 bis 1858. 3 starke Bde. gr. 8. broch. à Band 2 Thlr. 12 Ngr.

Jenssen-Tusch, G. F. von, Die Verschwörung gegen die Königin Caroline Mathilde und die Grafen Struensee und Brandt. Nach ungedruckten Quellen und in selbstständiger deutscher Bearbeitung nach L. J. Flamand. gr. 8. broch. 2$^1/_2$ Thlr.

Wichtig in Bezug auf Schleswig-Holstein.

Buchrucker, Wolfgang, Pfarrer, Spurgeon. Ein Lebensbild. 8. broch. 12 Ngr.

Bibra, Ernst Freiherr von, Ein Juwel. Südamerikanischer Roman. 3 Bde. 8. broch. 3$^3/_4$ Thlr.

Wickede, Julius von, Der lange Isaack. Historischer Roman aus der Zeit des deutschen Befreiungskrieges. 3 Bde. 8. broch. 4$^1/_2$ Thlr.

Brachvogel, A. E., Historische Novellen. Zwei starke Bände. 8. broch. 3 Thlr.

Brachvogel, A. E., Theatralische Studien. 8. broch. 24 Ngr.

Perels, Emil, Handbuch zur Anlage und Construction landwirthschaftlicher Ma-

-schinen und Geräthe für Maschinenfabrikanten, Constructeure, für Studirende der Technik, polytechnische Schulen zu Vorträgen und für gebildete Landwirthe. In 7 Heften mit circa 80 lith. Tafeln. Lex.-8. Preis pro Heft broch. circa 1 1/3 Thlr.

Berlepsch, A. H., Die Alpen in Natur- und Lebensbildern. Mit 16 Illustrationen von E. Rittmeyer. Pracht-Ausg. Lex.-Oct. Ein starker Band. Eleg. broch. 3 Thlr. 26 Ngr. Eleg. geb. mit vergold. Deckenverzierungen 4 1/3 Thlr. Mit Goldschnitt 4 2/3 Thlr. **Wohlfeile Volksausgabe.** gr. 8. broch. 1 2/3 Thlr. Eleg. geb. 2 Thlr. 5 Ngr.

Bibra, Ernst Freiherr von, Aus Chili, Peru und Brasilien. 3 Bde. 8 broch. 3 3/4 Thlr.

Bibra, Ernst Freiherr von, Erinnerungen aus Süd-Amerika. 3 Bde. 8. broch. 3 1/2 Thlr.

Brachvogel, A. E., Ein neuer Falstaff. Roman. 3 Bde. 8. broch. 4 1/2 Thlr.

Brachvogel, A. E., Aus dem Mittelalter. 2 Bde. 8. broch. 2 1/4 Thlr.

Brachvogel, A. E., Der Trödler. Ein Roman aus dem Alltagsleben. 2 Bde. 8. broch. 2 1/4 Thlr.

Brachvogel, A. E., Benoni. Ein Roman. 2. Aufl. 3 Bde. 8. broch. 3 Thlr. 15 Ngr.

Brachvogel, A. E., Narciß. Ein Trauerspiel. Min.-Ausgabe. Zweite Auflage. broch. 24 Ngr. Prachtvoll geb. mit Goldschnitt 1 Thlr. 2 Ngr.

Brachvogel, A. E., Adelbert vom Babanberge. Ein Trauerspiel. Min.-Ausgabe. broch. 24 Ngr. Prachtvoll geb. mit Goldschn. 1 Thlr. 2 Ngr.

Brachvogel, A. E., Der Usurpator. Ein dramatisches Gedicht. Min.-Ausg. broch. 27 Ngr. Eleg. geb. mit Goldschnitt 1 Thlr. 5 Ngr.

urow, Julie (Frau Pfannenschmidt). Des Kindes Wartung und Pflege und die Erziehung der Töchter in Haus und Schule. Ein Handbuch für Mütter und Erzieher. (Das Buch der Erziehung in Haus und Schule. Erste Abtheilung.) 8. broch. 27 Ngr.

Bunyan, Johann, Die Pilgerreise aus dieser Welt in die zukünftige. Aus dem Englischen mit Einleitung und Anmerkungen von Dr. Friedrich Ahlfeld, Pastor an der St. Nicolaikirche zu Leipzig. Pracht-Ausgabe mit 12 Holzschnitten. Zwei Theile in Einem Bande. 8. broch. $1^5/_6$ Thlr. In elegantestem englischen Einbande mit reich vergoldeten Deckenverzierungen und Goldschn. $2^1/_3$ Thlr.

Ernesti, Louise, Geld und Talent. Roman. 3 Bde. 2. Aufl. 8. broch. $2^3/_4$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Der Kunstreiter. Eine Erzählung. 3 Bde. 8. broch. 3 Thlr. 15 Ngr.

Gerstäcker, Friedrich, Achtzehn Monate in Süd-Amerika und dessen deutschen Colonien. 6 Theile in 3 Bänden. 8. broch. $5^1/_3$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Die beiden Sträflinge. Australischer Roman. 3 Bde. 8. broch. $3^5/_6$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Die Regulatoren in Arkansas. Aus dem Waldleben Amerika's. Erste Abtheilung. 3 Bde. 4. Aufl. 2. Stereot.-Ausgabe. 8. broch. $1^2/_3$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Die Flußpiraten des Mississippi. Aus dem Waldleben Amerika's. Zweite Abtheilung. 3 Bde. 4. Auflage. 2. Stereot.-Ausgabe. 8. broch. $1^2/_3$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Nach Amerika! Ein Volksbuch. Illustrirt von Th. Hosemann und Karl Reinhardt. 6 Bde. 8. broch. 6 Thlr. 12 Ngr.

Gerstäcker, Friedrich, Unter dem Aequator. Javanisches Sittenbild. 3 Bde. 8. broch. 4 1/4 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Das alte Haus. Erzählung. 8. broch. 1 1/2 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Der kleine Goldgräber in Californien. Eine Erzählung für die Jugend. Mit 6 colorirten Bildern. 8. In Buntdruck=Umschlag gebunden. 1 2/3 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Tahiti. Roman aus der Südsee. Zweite Auflage. 4 Bde. 8. broch. 6 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Gold! Ein Californisches Lebensbild aus dem Jahre 1849. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Der kleine Walfischfänger. Erzählung für die Jugend. Mit einem Titelkupfer. 8. In Buntdruck=Umschlag gebunden. 1 1/3 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Der erste Christbaum. Ein Märchen mit 6 color. Bildern. 8. In Buntdruck=Umschlag gebunden 1 Thlr.

Guseck, Bernd von, Der erste Raub an Deutschland. Historischer Roman. 4 Bde. 8. broch. 5 1/2 Thlr.

Gusect, Bernd von, Girandola. Novellen. Zweite Auflage. 4 Bde. 8. broch. 3 Thlr.

Guseck, Bernd von, Die Hand des Fremden. Historischer Roman. 2 Bde. 8. broch. 2 3/4 Thlr.

Haan, Dr. Wilhelm, Königl. Sächs. Superintendent und Pastor an der Stadtkirche St. Matthäi zu Leisnig. Das Gebet vermag viel! Stunden religiöser Erbauung für alle Lebensverhältnisse evangelischer Christen. Mit 1 Titelkupfer. gr. 8. broch. 1 1/3 Thlr. Eleg. geb. mit vergold. Deckenverzierungen 1 3/4 Thlr.

Kleucke, Dr. H., Swammerdam oder die Offenbarung der Natur. Ein culturhistorischer Roman. 3 Bde. 2. Aufl. 8. broch. 3 Thlr.

Körner, Friedrich, Director an der höhern Handelsakademie in Pest. Die Erziehung der Knaben in Haus und Schule. Ein Handbuch für Eltern und Erzieher. (Das Buch der Erziehung in Haus und Schule. Zweite Abtheilung.) 8. broch. 27 Ngr.

Körner, Friedrich, Director an der höhern Handelsakademie in Pesth, Geschichte der Pädagogik von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Ein Handbuch für Geistliche und Lehrer. 2. Aufl. gr. 8. broch. 1⅓ Thlr.

Körner, Friedrich, Director an der höhern Handelsakademie in Pesth, die Bedeutung der Realschulen für das moderne Kulturleben. Für Lehrer, Schulvorstände und Freunde der Volksbildung. Zugleich eine Entgegnung auf Dr. Heiland's Schrift: „Zur Frage über die Reform der Gymnasien." gr. 8. broch. 16 Ngr.

Körner, Friedrich, Director an der höhern Handelsakademie in Pesth, die Weltgeschichte in Lebensbildern und Charakterschilderungen der Völker, mit besonderer Beziehung auf Cultur und Sitten. Ein Handbuch für Lehrer, erwachsene Schüler und Freunde geschichtlicher Bildung. 3 Bde. 8. broch. 2⅔ Thlr.

Körner, Friedrich, Director an der höhern Handelsakademie in Pest. Der Volksschullehrer. Pädagogik der Volksschule. 2. Aufl. 8. broch. 27 Ngr.
